

DEUTSCHLAND, DEUTSCHLAND UEBER ALLES

Ein Bilderbuch von
KURT TUCHOLSKY
und vielen Fotografen

Montiert von John Heartfield

21.-30. TAUSEND

NEUER DEUTSCHER VERLAG / BERLIN



Copyright 1929 by
Neuer Deutscher Verlag, Berlin W 8
Filialen: Zürich, Gerbergasse 9, Wien VII,
Berggasse 24, Moskau, Twerskaja Jamskaja 3
Einbandentwurf, Fotomontagen sowie Text- und Bildanordnung:
John Heartfield / Druck von Paß & Carleb A.-G., Berlin W 57
Alle Rechte, besonders die des Nachdrucks und der
Übersetzung, der Verfilmung und der
Radiübertragung gegenüber Film
und Radio vorbehalten
Printed in Germany

I N H A L T

Vorrede	10	Eine leere Zelle	80
1918 am Rhein	13	Die Feuerwehr	82
Die Nation der Offiziersburschen	14	Wiederaufnahme	83
Schädlichkeit des Zivils	15	Herr Wendriner kauft ein	86
Das Volk	17	Noch ist es Spaß	89
Deutsche Richter von 1940	19	Wie dumm die waren —!	90
Die drei Gläser	20	Wenn irgendwo in Europa	91
Die Gefängnissschule	22	Deutschland, Deutschland über alles	92
Ich bin ein Mörder	23	Aus einem unerfindlichen Grunde	94
Gebet für die Gefangenen	25	Kölner Rheinbrücke	97
Die Sühne	27	Die Zeit schreit nach Satire	99
Demokratie	28	Deutscher Sport	108
Der Reichstagsabgeordnete	29	Bei uns in Europa	110
Altbewährte Esel	30	Wo ist der Löwe?	112
Mitteldeutscher Aufstand	32	„Einen Augenblick mal, ich komme gleich wieder —!“	113
Schöne Zeiten	33	Untergrundbahn	115
So schreckliche Szenen	36	Start	116
Dieses Theater	38	Der verengte Gesichtskreis	118
Die vom Sterben leben	39	Ein Traum am Neckarstrand	120
Rechenaufgaben	40	Das möblierte Zimmer	122
Jubiläum	41	Das Schaufenster	123
Die Tarnung	43	Nie allein	124
Götzen der Maigoto-Neger	44	Berliner Volksbühne	132
Das angestammte Herrscherhaus	45	Der Linksdenker	134
Statistik	46	Das Parlament	138
Die Tasse	56	Die Beleuchter	140
Aussperrung	58	Der Mann, der nicht gut hört	142
Der Naturforscher	60	Kleines Glockenspiel	145
Der Staatshaushalt	61	Die Spitzen der Behörden	147
Tiere sehen dich an	63	Das Fehlende	150
Der Kriegsschauplatz	64	Der Kopf im Walde	153
Rudolf Herzog — ein deutscher Mann	67	Deutsche Richter	156
Bockbierfest	77	Mutters Hände	171
Gefrorenes Blut	78		

Berliner Theater	172	Week-end	202
Hermine	173	Völkische Anfrage	204
Köpfe	175	„Fest sei der Bund!“	205
Die Pose der Kraft	177	DerWanderbursch mit demSchirm in der Hand	207
Prolet vor Gericht	179	Das Ende einer Monarchie	209
Treptow	180	Gesichter	210
Dieses Bild	182	Früh prügelt, was...	212
Der Mann am Schlagzeug	184	Lied der Steinklopfer	213
Ein Haus mit Hosen	187	Erinnerungsstücke von der Kaiserl. Yacht	
Die Kunst einer Monarchie	188	„Kaiseradler“	214
Der Clown Grock und Conrad Veidt	189	Endlich die Wahrheit über Remarque	216
Von unten	191	Nur	222
Die Küche in der Wilhelmstraße	194	Wohltätigkeit	224
Kleine Dienstreise	196	Deutscher Tonfilm	225
Der Verkehr	199	Heimat	226



So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefaßt, noch weniger zu finden. Demütig kam ich, wie der heimatlose, blinde Ödipus zum Tor von Athen, wo ihn der Götterhain empfing, und schöne Seelen ihm begegneten —

Wie anders ging es mir!

Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, verdorben bis ins Mark zum Glück der heiligen Grazien, in jedem Grad der Übertreibung und der Ärmlidkeit beleidigend für jede gutgeartete Seele, dumpf und harmonienlos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes — das, mein Bellarmin, waren meine Tröster.

Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesezte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?

Ein jeder treibt das Seine, wirst du sagen, und ich sag es auch. Nur muß er es mit ganzer Seele treiben, muß nicht jede Kraft in sich ersticken, wenn sie nicht gerade sich zu seinem Titel paßt, muß nicht mit dieser kargen Angst, buchstäblich, heudlerisch das, was er heißt, nur sein, mit Ernst, mit Liebe muß er das sein, was er ist; so lebt ein Geist in seinem Tun, und ist er in ein Fach gedrückt, wo gar der Geist nicht leben darf, so stoß er's mit Verachtung weg und lerne pflügen! Deine Deutschen aber bleiben gerne beim Notwendigsten, und drum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und so wenig Freies, Edterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos sein für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottverlassenen Unnatur auf solchem Volke.

Ich sage dir: es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelf herabgewürdigt ist bei diesem Volk, und was selbst unter Wilden göttlichrein sich meist erhält, das treiben diese allberednenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt, und können es nicht anders; denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott, es bleibt gesezt, und wenn es feiert und wenn es liebt und wenn es betet, und selber, wenn des Frühlings holdes Fest, wenn die Versöhnungszeit der Welt die Sorgen alle löst, und Unschuld zaubert in ein schuldig Herz, wenn von der Sonne warmem Strahle berauscht der Sklave seine Ketten froh vergißt und, von der gottbeseelten Luft besänftigt, die Menschenfeinde friedlich, wie die Kinder, sind — wenn selbst die Raupe sich beflügelt und die Biene schwärmt, so bleibt der Deutsche doch in seinem Fach und kümmert sich nicht viel ums Wetter.

Hölderlin

Vorrede

oder: Die Unmöglichkeit, eine Photographie zu textieren



Sehn Sie — das ist nun dieses Bild.

Und solcher Bilder haben wir uns Hunderte und Tausende angesehen; alle aus Deutschland; alle aus dem täglichen Leben, mehr oder minder bezeichnend für eine Klasse, einen Stand, eine Ortschaft, eine Gegend — wir haben sie uns alle angesehen. Und aus diesen Bildern sollte nun ein einziges Bild aufsteigen:

Deutschland

Das ist leicht und schwer.

Es ist leicht: denn wenn du die Bilder ein paar Minuten ansiehst, dann fangen sie an zu sprechen. Die Leute, die darauf zu sehen sind, halten geduldig still — du kannst sie in aller Muße betrachten. Und wenn du ganz in das Bild hineingekrochen bist, dann sprechen sie.

Sie erzählen dir ihr Leben. Sie sagen dir ihre politische Gesinnung. Sie beichten. Sie klagen an. Sie lachen. Sie stöhnen vor Müdigkeit. Sie reißen ihr Herz auf: so lieben wir, sagen sie, und so hassen wir, und deswegen ist aus uns im Leben nichts geworden, und dies ist unsere Jugend, und hier ist unser Machttraum, und so haben unsere Eltern ausgesehen, und hier ist mein schwacher Punkt, und da ist meine Stärke, und ich, sagen sie, bin ein anständiger Kerl, will es aber nicht wahr haben,

und ich bin ein Lump im Amt — und immer mehr kommen, und die Bilder nehmen gar kein Ende, Gesichter und Popos und Wohlhabende und Reiche und die Millionen, die arbeiten, und die Plätze, an denen sie arbeiten, und die Häuser, darin sie wohnen, und die Felder drum herum, die Wiesen, die kleinen Seen, das Meer, die Türme der Stadt, der Wald, die Werke, die Hütten, die Äcker, die Fabriken, die Büros, die Kinos . . . ein unendliches Bilderbuch —: Deutschland.

Alle diese Bilder sprechen. Und von den wenigsten kann man den Text aufschreiben. Denn:



Diese Photographien sind immer zweierlei: sie sind typisch für etwas in Deutschland — und sie sind gleichzeitig *privat*. Da oben auf dem Bild zum Beispiel amüsiert sich der bessere Mittelstand — aber es sind gleichzeitig die Herren A., B., C., D. und ihre Damen. Lasse ich nun die Figuren als *Typen* sprechen, als Vertreter einer Schicht, als Exempel — so geht das ohne böse Kratzer nicht ab. Die Herren A., B., C., D. hätten vielleicht nichts dagegen: sie sehen so aus, als hätten sie Humor. Aber sie haben nicht nur Humor — sie haben auch Feinde.

Und im Augenblick, wo man eine Photographie, die einen Bürger, einen Arbeiter, irgendjemand darstellt, der nicht im öffentlichen Leben steht, so textiert, daß diese Figur das ausspricht, was aus der Gesinnung ihrer Gruppe kommt, dann gibt es ein Malheur. Zunächst ein urheberrechtliches. Darauf könnte man allenfalls pfeifen. Aber alle diese photographierten Männer und Frauen haben Feinde, die sich mit Wonne auf einen Scherz stürzen und sagen: „Hier! So ist Herr Werkmeister Pomuchelskopp abgebildet! Da! Das also denkt unser Prokurist!“ Und dann wird die Privatseele, die in diesen Kollektivgeschöpfen wohnt, böse; dann steht der Untertan auf, dann werden die hundertfach Geprügelten frei, recken sich, chartern sich einen Rechtsanwalt — und dann kann dieses Buch nicht erscheinen.

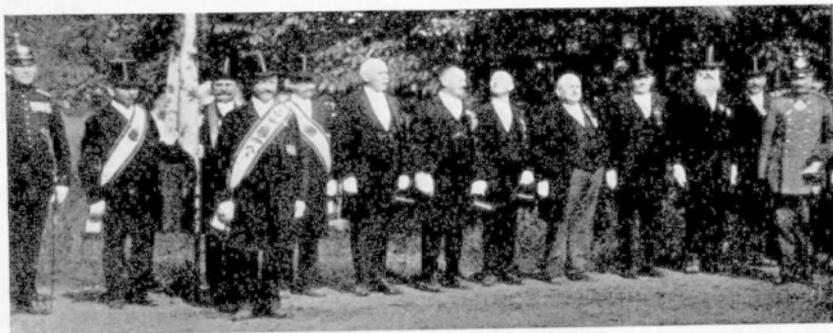
Deshalb nicht, weil die ganze Schärfe des Lichtkegels, der der Gruppe gilt, hier auf ein Individuum fiel, das der Gruppe angehört — der einzelne büßt dann für die Kollektivität. Das kann man, wenn es sich um eine Zeichnung handelt, ungestraft tun. Da liegt der Tatbestand ganz klar: der gezeichnete Richter ist eben nur ein Typus — es gibt ihn so nicht. Hier aber, auf diesen Bildern, ist der Richter zwar auch ein Typus, weil der Photograph ihn so genommen hat, und weil ers auch wirklich ist — er ist aber auch zugleich der Herr Landgerichtsdirektor Puschke, und so frei sind die Deutschen noch nicht, daß sie begriffen, was der Angriff gegen Puschke bedeutet. Das Buch könnte, nähme ich Herrn Puschke beim Wickel, nicht erscheinen.

Dieses Buch soll aber erscheinen. Es will versuchen, aus Zufallsbildern, aus gewollten Bildern, aus allerhand Photos das Typische herauszuholen, soweit das möglich ist. Aus allen Bildern zusammen wird sich dann Deutschland ergeben — ein Querschnitt durch Deutschland.

Weil aber die offiziellen Bildwerke den Schnitt durch diesen Käse stets so legen, daß sich die Maden nicht getroffen fühlen, wollen wir es einmal anders machen. Was sich beim Schnitt krümmt —: das sind die Maden. Auch sie sind Deutschland.

Was aber das erste Bild angeht, so muß ich euch schon bitten, euch euer Lied allein darauf zu machen. Seht es euch recht intensiv an — seht den Leuten in die Augen, und laßt sie reden. Sie sagen euch ihr Leben; sie sagen euch von einem Teil Deutschlands.

Das tun alle diese Bilder. Warum das Buch aber diesen tönenden Titel angenommen hat, jene Zeile aus einem wirklich schlechten Gedicht, das eine von allen guten Geistern verlassene Republik zu ihrer Nationalhymne erkor, und leider mit sehr viel Recht! — das wollen wir uns erzählen, wenn wir uns am andern Ende dieses Buches wiedertreffen.

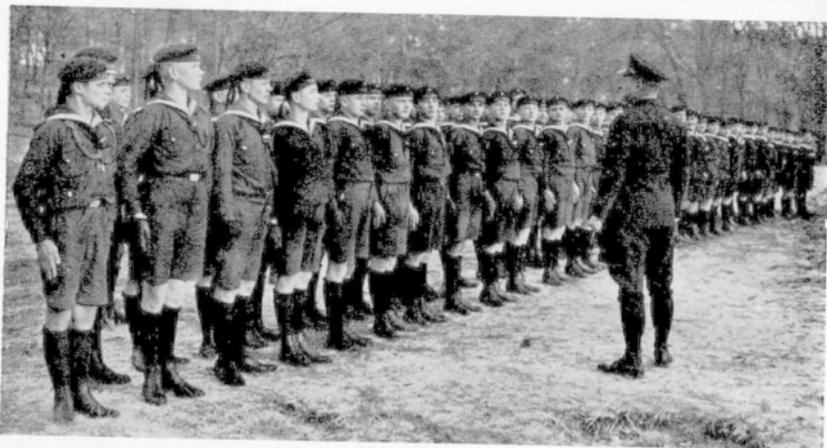




1918 am Rhein

Sie ziehen zurück — wozu sind sie hinausgezogen? Für wen?

Verkleidete Bergarbeiter, Handwerker, Rohrleger, kaufmännische Angestellte kommen zurück — mit einem Feind im Rücken, der ihnen im Grunde kein Feind gewesen ist, nur Partner im Kriege — mit einem Feind vor sich, den nur die Klassenbewußten unter ihnen wirklich kennen. Sie wissen noch nicht, was sie zu Hause als Dank des Vaterlandes erwartet: Inflation, dieser betrügerische Bankerott des Staates, Hunger, Arbeitslosigkeit — und 1,67 Mark Kriegsverletztenrente in der Woche. Wozu? Für wen —? Für die Bankhalter eurer Kriege; für die Bankhalter eures Friedens.



Die Nation der Offiziersburschen

Unter diesem Bilde stand:

„Der Verein „Marinejugend Vaterland“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, der deutschen Jugend ohne Ansehen der parteipolitischen und sozialen Unterschiede neben der Schulausbildung eine weitere körperliche und geistige Fortbildung zu geben, um sie für den Lebenskampf zu stählen und um aus der neuen Generation tüchtige, der Volksgemeinschaft dienende Männer zu machen.“

Das ist auf diesem Bilde alles deutlich zu sehen. Hier haben wir die geistige Fortbildung; die Stählung; die Tüchtigkeit — es ist alles da. Denn wie sollte das deutsche Volk dergleichen wohl anders erreichen als durch Anlegen der Hände an die zu diesem Zweck angebrachte Hosennaht?

Was aber tut nun diese neue Generation da oben? Auch das stand unter dem Bilde. Sie rüstet sich zum Abmarsch, um das Observatorium Potsdam zu besichtigen. Und wenn man das vom Mars aus gesehen hat: diese angepreßten Unterarme, diese astronomiedürstigen Augen, den Feldherrn vor der Front . . . dann haben die Marsleute sicherlich ihren Erdspezialisten vor das Fernrohr gerufen, und der hat mit vollem Recht sagen können: „Vielleicht gibt es Lebewesen auf der Erde. Aber Menschen — Menschen sind das nicht.“

Schädlichkeit des Zivils

Erich Lindström, geb. Ludendorff . . ., es gibt ja schließlich wichtigere Dinge auf der Welt als einen abgetakelten General. Aber jener hat keinen Erfolg mehr, und da geziemt sich wohl, eine kleine Betrachtung anzustellen.

Warum hat er keinen Erfolg mehr?

Eigentlich sind alle Voraussetzungen für eine deutsche Popularität gegeben: der Mann hat seinem Lande nichts als Unheil gebracht, aber auf eine sehr pompöse Art; er ist General gewesen; er hat die Macht gehabt, und es bestand die Aussicht, daß er sie eines Tages wieder bekommen würde; und zugenommen hat er auch, so daß er jenes Maß von Vierschrötigkeit aufwies, das nun einmal nötig ist, wenn man hierzulande auf die Biergläser des Ruhmes gemalt werden will. Und trotzdem ist es nichts damit. Ich will ihm das Geheimnis seines Mißerfolges verraten.

*

Es kommt wohl vor, daß man als Mann und Männchen einen Hang fürs Küchenpersonal hegt, besonders wenn es Frühling ist. Für das Küchenpersonal; oder für eine nette Kellnerin mit einem weißen Häubchen; oder für eine Zofe



S. M. in Zivil

mit einem Tändelschürzchen; oder gar für eine Krankenschwester ganz in aseptisches Weiß gehüllt und appetitanregend anzusehen. Nicht immer nehmen die Dinge nun einen so glatten Verlauf, daß Werbung, Liebessturm und Erfüllung auf dem Tätigkeitsplatz selbst abgehandelt werden können. Der begeisterte Verehrer bestimmt also ein Rendez-vous, die so reizend kostümierte Schöne sagt errötend zu, aber da geht auch schon die Tür, die Gnädige oder der Wirt oder der Oberarzt treten ins Zimmer — husch, ist sie fort. Und erscheint abends: auf „fein“ aufgemacht, sonntäglich gekleidet, frisch gewaschen, im Straßenkostüm oder Ballkleid . . . Und eine leise Enttäuschung bemächtigt sich des Mannes — ist sie das, die Süße, Kleine, Behänderte, Beschürzte, Weißgekleidete? Sie ist. Und ist nicht mehr. Das Zivil hat Lockung und Liebe getötet. Zivil tötet. Er fühlt, der Lindström — denn allemal bei Festlichkeiten, Regimentsfeiern, Fahnenweihen und Parademärschen wirft er sich in eine Phantasieuniform, die ja heute gar nicht mehr vorhanden ist, die es nicht mehr gibt, die zum historischen Maskenkostüm geworden ist. Aber es hilft nichts. Er fühlt, daß ihm das Zivil nicht steht. Es steht ihm wirklich nicht. Ich habe ihn darin gesehen, damals, als er vor dem Untersuchungsausschuß stotterte.



Er hatte etwas von einem strengen Lehrer im Dampfbad. Die Autorität ward dahin. Denn dies ist der oberste Grundsatz für Stubenmädchen und Generale: Was in Tracht ist, muß in Tracht geliebt werden. Zivil ist allemal schädlich. Armer General —!

Die Zahl der Deutschen Kriegerdenkmäler zur Zahl der Deutschen Heine-Denkämler verhält sich hierzulande wie die Macht zum Geist



Das Volk

„Dem Volk muß die Religion erhalten bleiben.“ — „Sehn Sie mal — das Volk empfindet das anders, es . . .“ — „Das Volk ist eben . . .“ Wer spricht? Größenwahnsinnig gewordene Bürger. Man nenne das, was man nennen will, bei seinem richtigen Namen und sage, wenn mans so meint: die Arbeiter. Und schwafele nicht von „Kultur“, die denen fehle — denen fehlt ganz etwas andres.

Damit ich dieses Bilderbuch hier schreiben kann, ist nötig:

daß ich satt bin; daß ich ein Dach über dem Kopf habe; daß ich die Muße und die Zeit habe, mir die Bilder, die mir der Verlag übergeben hat, anzusehn; daß mein Vater mir in der Jugend so viel Geld gegeben hat, daß ich etwas mehr als das ABC und das Einmaleins gelernt habe . . . das ist dazu nötig gewesen. Manchmal gelingt es einem heldenhaften Proletarier unter heroischen Anstrengungen, diese Schranken zu durchbrechen und trotz Hunger, Kälte und Halbbildung mit nächtlicher Arbeit und gewaltiger Willensanstrengung das zu erreichen, was der Kaufmannssohn leichter erreicht. Fehlen aber diese Voraussetzungen, dann sind solche Anforderungen eine Dummdreistigkeit; dann ist Verachtung eine Frechheit.

Sollen diese, die hier Körbe machen, vielleicht den französischen Mystiker Paul Claudel lesen? Oder über die Unsterblichkeit bei Lao-tse nachdenken? Und will man ihnen zum Vorwurf machen, daß sie es nicht tun? Und will man sie ewig ver-

hindern, es zu tun? Milieu ist nicht alles, es gibt auch noch die Abstammung und jenes vielleicht nicht erklärliehe X, das den Menschen formt. Aber warum sollen denn diese Arbeiter nicht dreierlei:



den ihnen wirklich zustehenden Lohn empfangen, den sie heute nicht bekommen:

ihre Arbeit unter hygienischen Verhältnissen tun, und nicht so — nicht zusammengepfercht in einer Stube, alle acht:

die Möglichkeit besitzen, an den wirklichen Gütern der Menschheit teilzuhaben, und sie nicht nur einmal im Leben, Sonntags im Museum, in Glaskästen zu bewundern —

warum sollen sie das nicht? Weil angeblich soviel für alle nicht da ist, was eine Lüge ist. Weil die Kapitalisten nur mit einem Verdienst arbeiten, der tausend und tausendmal über dem der Arbeiter steht; es wird

uns aber kein Mensch erzählen, daß selbst der gewiegteste und beste Unternehmer soviel verdient, wie er verdient: nämlich soviel, wie fünfhundert seiner Arbeiter zusammen. Fünfhundert Leute . . . das sind in Wahrheit mindestens weitere siebenhundert, die von den Verdiensten der fünfhundert leben, mindestens. Und soviel schluckt ein einzelner: weil er — wie er sagt — doch soviel riskiert (der Arbeiter riskiert seine Gesundheit); weil er sich so herrliche Sachen ausdenkt . . . aber er tut doch nur auf seinem Felde das, was der Arbeiter auf dem seinen verrichtet, und es gibt einfallsreichere und tiefere Gedanken als die eines Börsenspekulanten, das könnt ihr glauben.

Da sitzen sie und flechten Körbe. Muß Arbeit ein Fluch sein —?

Deutsche Richter von 1940

Wir stehen hier im Vereine
in diesem Lederflaus;
wie die abgestochenen Schweine
sehn wir aus.

Wir fechten die Kreuz und die Quere
mit Schlag und Hieb und Stoß;
wir schlachten uns um die Ehre —!
Auf die Mensur!

Los!

Wie lange, Männer und Frauen,
seht ihr euch das mit an —?
Wenn sie sich heut selber verhaufen:
Euch fallen sie morgen an!

Ihr seid das Volk und die Masse
von der Etsch bis an den Rhein:
soll d a s die herrschende Klasse,
sollen d a s unsere Führer sein —?

Fertig!

Der deutsche Geist? Hier steht er.
Wie unsere Tiefquart sigt!
Wir machen Hackepeter,
daß die rote Suppe sprigt.

Wir sind die Blüte der Arier
und verachten kühl und grandios
die verrohnten Proletarier —
Auf die Mensur!

Gebunden!

Los!

Wir sitzen in zwanzig Jahren
mit zerhacktem Angesicht
in Würde und Talaren
über euch zu Gericht.

Dann werden wirs euch zeigen
in Sprechstunden und Büros...
ihr habt euch zu ducken, zu schweigen
Auf die Mensur!

Gebunden!

Fertig!

Los!





Die drei Gläser

Sehn Sie — für solche Gläser ist in Deutschland schon viel Böses angerichtet worden. Sie glauben nicht, was Männer und Frauen tun und unterlassen, nur um aus diesen Gläsern trinken zu können.

Es ist merkwürdig, welchen Klang das Wort *Sekt* noch immer bei uns zulande hat. Als sei es etwas Besonderes. Als sei Sekt der Inbegriff des feineren Lebens. Das muß wohl aus den Romanen und natürlich aus den Filmen stammen, wo die besseren Herren bei „Sekt und Weibern“ hei! ein tolles Leben führen. Ist es wirklich so toll —?

Ganz abgesehen davon, daß der wirkliche Weinkenner jeden Sekt für einen guten, alten Rheinwein oder für einen 1911 er Burgunder hingibt . . . es ist allemal so, daß die Leute nicht den Sekt besigen, sondern er sie. Er hebt sie. Sie glauben, nun seien sie etwas Besseres; kleine Bürgerfrauen bekommen plötzlich spißbübisch glänzende Augen und sind scheinbar zu allem fähig . . . und was erst geschieht, wenn die sozialdemokratischen Funktionäre an den Sekt herangelassen werden, das haben wir ja alle erlebt. Sie kippen um. Und ersaufen in ihm. Dabei sind es keine Trinker, das wäre halb so schlimm — es ist viel schlimmer: sie lassen sich überwältigen; daß er, Gustav Kuntze, nun richtigen Sekt trinkt, von dem er so oft gelesen hat . . . schmeckt eigentlich ganz gut, das Zeug, wie? Prost!

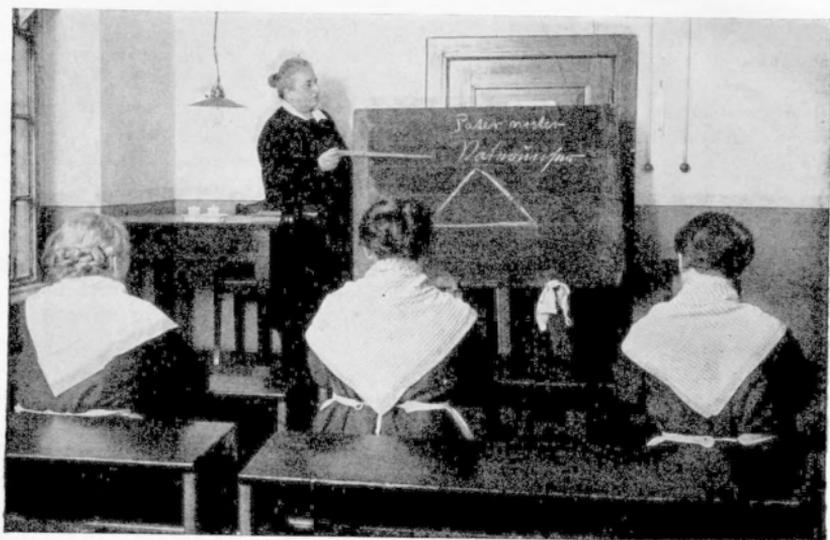
Vielleicht muß man sehr weise sein, um dem nicht zu erliegen. Oder aber — und das ist ein noch probateres Mittel —: man muß wohl durch den Sekt hindurchgegangen sein. Wer in seiner Jugend Sekt hat trinken können und dann ein vernünftiger Mann geworden ist, der ist nicht mehr gar so wild nach dem Kram — auch nicht nach dem, was nun einmal der Überlieferung nach mit ihm zusammenhängt. Er kennt's, lächelt und geht seiner Wege.

Denn es ist soviel Langeweile in diesen Gläsern . . . Radau ist noch kein Vergnügen, das ist ein Aberglaube. Außerdem adelt das Getränk nicht den Mann — das Wort „Weinabteilung“ ist eines der allerabscheulichsten deutschen Worte, die es überhaupt gibt. Bei uns sieht die Eleganz vielfach so aus wie diese Weinabteilungen der Bierrestaurants: künstlich hochgeschraubt, nach oben gedreht, durch eine Barriere vom gemeinen Volk abgeschlossen, ohne den Zaun wäre alles aus. Man kann nicht einmal sagen, daß „die Bourgeoisie praßt“ — das ist ein Schlagwort. Natürlich jammert sie und führt dabei ein ganz gutes Leben: aber sie praßt nicht. Sie macht nur Lärm; sie bläst sich auf; versteht dabei nicht, das Leben zu genießen — ihr Leben vielleicht . . . das Leben nicht. Man muß sich das ansehen, wie sie sich amüsieren:

Vollgepfropfte Hotels, wo das Essen liederlich zubereitet wird, aber wunderbar fein „aufgemacht“ auf den Tisch kommt, die deutsche Küche ist eine Augenweide, aber mehr auch nicht; diese verschnittenen Weine, gezuckert und verfälscht, sinnlos überteuert — „Deutsche, trinkt deutschen Wein!“ — und das alles überglänzt von den kleinen, roten Lämpchen der Weinabteilung, darin die Menschen wirklich glauben, sie seien nun etwas Besseres, weil sie kein Glas Bier vor sich stehen haben. Solche Albernheiten findet man hauptsächlich in jenen deutschen Provinzen, in denen es keinen offenen Wein gibt: Weinländer sind von Natur demokratischer, vernünftiger, einfacher — wenn der Mann auf der Straße seinen Schoppen Wein zum Frühstück trinken kann, dann hebt der Wein keinen mehr so leicht in eine höhere soziale Schicht.

An diesen drei Gläsern aber sind schon viele zu Verrätern ihrer Sache geworden.





Die Gefängnisschule

Wenn ein Neger hinfällt, fällt er auf den Popo. Wenn ein Europäer hinfällt, fällt er auf die Religion.

Das Volk muß der Religion erhalten bleiben, und wenn die Rechtsvollzieher den Rechtsbrecher in die Finger bekommen, dann muß er heran, da hilft kein Gott . . . hätte ich beinah gesagt. Diesen weiblichen Strafgefangenen, die aus Not, Vererbung und sozialen Bitternissen heraus ein Recht gebrochen haben, um dessen Anerkennung sie niemand befragt hat, wird zum Beispiel beigebracht, daß es noch eine Instanz im Himmel gibt, an die allfallsige Eingaben auch mündlich — allerdings ohne Gewähr — gemacht werden können. Das tröstet sie gewiß sehr. Amen.

Ich bin ein Mörder

„Ich, Ignaz Wrobel, liebe es, den Schaffner auf dem Omnibus zu betrügen, dann fahre ich umsonst. Ich bin jähzornig: ich habe schon zweimal meinen Bademantel zerrissen, um ihn zu strafen; Krawatten zerschnitten; ein Glas auf den Boden hingefeuert. Ich kann kein Blut sehen. Doch: ich kann Blut sehen, von Tieren. Ein merkwürdiges Gefühl — nicht angenehm; eigentlich doch angenehm, ich traue mich nicht, das zu sagen: doch angenehm. Ich habe häufig zwei Frauen geliebt, sie wußten nichts voneinander, aber ich wußte. Einmal habe ich nachts um ein Uhr eine merkwürdige Anwendung gehabt: ich lag neben Conrad auf dem Sofa, wir sprachen von Frauen, da begann ich zu zittern, ich wollte ihn anrühren. Ich habe es nicht getan — ich hatte Angst vor der Lächerlichkeit, vor nichts andern. Ich träume mitunter blutige Begebenheiten. Ich esse unregelmäßig — manchmal tagelang nichts, dann unmäßig. Ich bin unsolide — ich habe nur Angst vor Krankheiten, sonst spräche ich mindestens alle paar Tage ein Mädchen auf der Straße an. Ich bin feige und tückisch: ich habe meinem Vetter Tinte in seinen neuen Hut gegossen, der Mutter ein Spigentaschentuch zerrissen — nachher, mit dem harmlosesten Gesicht: „Keine Ahnung. Donnerwetter . . . ganz zerrissen! Das ist hin!“ — Ich höre gern zu, wenn sich Menschen lieben. Auch, wenn sie sich schlagen. Ich lüge um der Lüge willen, mit Herzklopfen, ob es herauskommt. Meist kommt es nicht heraus. Ich kann ganz gut lügen. Ich hasse meinen Vater. Ich habe als Junge mit meinem Bruder zu tun gehabt und ihn hinterher furchtbar prügeln wollen, aber er war stärker. Ich lebe unregel . . . das sagte ich schon. Was ist das alles?“

„Nichts Besonderes. Sehen Sie sich um — solchen kleinen oder großen Packen trägt jeder, jede, jeder mit sich herum . . . alle tragen ihn. Sie haben einen seelischen Buckel, dessen sie sich schämen. So nackt sich auch einer auszieht — den zeigt er Ihnen nicht. Meist nicht einmal sich. Es ist nichts Besonderes.“

„Es ist nichts Besonderes —? Ich habe nichts zu fürchten —?“

„Es ist nichts Besonderes. Sie haben nichts zu fürchten. Wenn Sie nicht —“

„—?“

„Wenn Sie nicht vor Gericht stehen. Wenn nicht irgendein schwerer Verdacht auf Sie fällt wegen einer Tat, die Sie bestreiten. Dann . . .“

„—?“

„Nun . . . dann wandeln sich diese Tatsachen, die Sie mir eben erzählt haben, in etwas andres. Dann sind es nicht mehr die Anomalien, die jeder Richter, jeder Staatsanwalt, jeder Geschworene, jeder Schöffe im Keim bei sich fühlen könnte, wenn er nur ehrlich sein wollte. Dann, Bauer, ist auf einmal alles ganz anders.“

„Was . . . was ist dann —? Wenn es aber alle haben?“

„Im Salon des Gerichts gibt es dergleichen nicht. Da spielen sich alle ein Leben vor, das sie nicht haben; eine Moral, die sie nicht besitzen; eine Reinheit, deren kein Mensch fähig ist. Kinder in Sonntagsanzügen begreifen auf einmal nicht, wie es Schmutzflecke auf der Welt geben kann. Da sind diese kleinen Züge plötzlich etwas Neues —“

„Und was —?“

„Indizien, Herr Wrobel.“

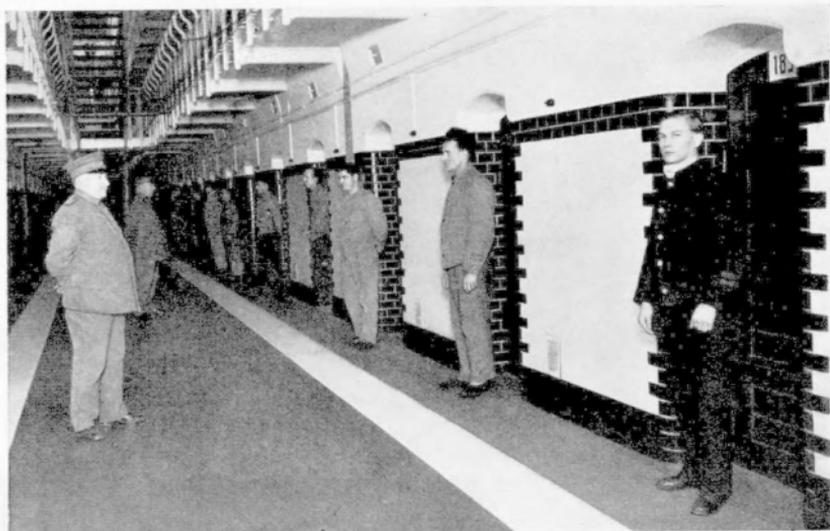


Oberstaatsanwalt Müller



Minister Hustoedt

„— und darum kann ihr Wahrspruch nur sein: Der Angeklagte wird zum Tode verurteilt“



Gebet für die Gefangenen

Herrgott!

*Wenn du zufällig Zeit hast, dich zwischen zwei Börsenbaiszen
und einer dämlichen Feldschlacht in Marokko auch einmal
um die Armen zu kümmern:*

*Hörst du siebentausend Kommunisten in deutschen Gefängnissen
wimmern?*

Kyrie eleison —!

*Da sind arme Jungen darunter, die sind so mitgelaufen,
und nun sind sie den Richtern in die Finger gefallen;
auf sie ist der Polizeiknüppel niedergesaust,
der da ewiglich hängt über uns allen . . .*

Kyrie eleison —!

*Da sind aber auch alte Kerls dabei, die hatten Überzeugung,
Herz und Mut —
das ist aber vor diesen Richtern nicht beliebt,
und das bekam ihnen nicht gut . . .*

Kyrie eleison —!

*Da haben auch manche geglaubt, eine Republik zu schütten —
aber die hat das gar nicht gewollt.
Fritz Ebert hatte vor seinen Freunden viel mehr Angst
als vor seinen Feinden — in diesem Sinne: Schwarz-Rot-Gold!*

Kyrie eleison —!

*Herrgott! Sie sitzen seit Jahren in kleinen Stuben
und sind krank, blaß und ohne Frau;
sie werden von Herrn Aufseher Maschke schikaniert und angebrüllt,
in den Keller geschickt und mitunter verhaun . . .*

Kyrie eleison —!

*Manche haben eine Spinne, die ist ihr Freund;
viele sind verzinkt, alle verzweifelt und sehnsuchtskrank —
Ein Tag, du Gütiger, ist mitunter tausend Jahre lang!*

Kyrie . . .

*Vielleicht hast du die Freundlichkeit und guckst einmal
ins Neue Testament?
Bei uns lesen das die Pastoren, aber nur Sonntags —,
in der Woche regiert das Strafgesetzbuch und der Landgerichtspräsident.
. . . eleison —!*

*Weißt du vielleicht, lieber Gott, warum diese Siebentausend
in deutsche Gefängnisse kamen?
Ich weiß es. Aber ich sags nicht. Du kannst dirs ja denken.
Amen.*



Die Sühne

Auf diesen Strafvollzug sind die Organisatoren besonders stolz. Was ist zu sehen —? Zu sehen ist der Wille des Zuchtmeisters. Die Mädchen und Frauen gehören sich nicht mehr selbst; sie gehören dem, den man auf diesem Bild nicht sieht: dem Strafvollstrecker, der von derselben Wut, zu organisieren, besessen ist wie die Stabsoffiziere im Felde, die mit gezücktem Krückstock Baracken, Menschen, Kanonen und den ganzen Kriegsschauplatz zusammenorganisierten — bis zum bekannten Ende.

Diese Gefangenen hier sind „artig“, stellen also das Ideal des Strafvollzuges dar. Wieviel Demütigung ist ihnen auferlegt! wieviel Willensabtötung — es gibt keinen einigermaßen ver-



ständigen Seelenforscher, der nicht genau die Wirkung dieser psychischen Auspeitschung kennt. Jetzt laufen sie wie die Gänse hintereinander her; bestimmt steht außerhalb des Bildes irgendein Wärter, eine Wärterin und ruft: „Abstand halten!“ und das Ganze dient dazu, einen Kindesmord, eine Unterschlagung, einen Diebstahl und eine Beleidigung zu sühnen.

Entzug der Freiheit ist genug — nämlich genug, um die Gesellschaft vor solchen zu schützen, die das Recht gebrochen haben. Sühne steht euch nicht zu. Zu strafen steht euch nicht zu.

Dieser Strafvollzug ist vielleicht ein kleiner Fortschritt gegenüber den Unmenschlichkeiten, die nicht photographiert sind. Er taugt nichts.

Demokratie



Der Reichstagsabgeordnete



„Wir werden die Regierung zwingen . . .!“

Altbewährte Esel

Es gibt überhaupt nur noch „altbewährte Fachleute“. Wir haben alte bewährte Segelflieger (3 Jahre Praxis), bewährte alte Radiofachleute (2 Jahre) — wenn sie alle zusammen über Berufliches reden, so quatscht das, daß ihnen die Schnauze schäumt, und wenn sie gar noch so sprechen können, wie es im amtlichen Bericht steht: so unpersönlich, so darüber stehend, so vornehm abgeklärt, dann strahlen sie über das ganze Antlitz. Etwa so:

„Gestern abend wurde in der Wohnung des Berufszwerges Jakob Nietzke von dem diensthabenden Sohn Nietzkes, dem acht Jahre alten Fridolin, das dortige Wasserleitungsrohr als verstopft gemeldet. Die Meldung lief bei Frau Nietzke abends 9.10 Uhr ein.

Frau Nietzke gab die Meldung sofort ihrer Hausangestellten, Fräulein Anna Koschmann, weiter, die allerdings, da sie keinen Dienst mehr hatte, weiteres zunächst nicht veranlassen konnte. Der gegen halb zwölf Uhr von ernster Berufspflicht aus der ‚Scala‘ heimgekehrte Ehemann Nietzke wurde gleich nach seiner Rückkehr verständigt. Die Operationen wurden auf seine Anordnung hin bis zum nächsten Tag verschoben.

Am nächsten Tage — also heute morgen — begab sich zunächst eine Kommission, bestehend aus dem Berufszweig Nietzke, dessen Ehefrau als Beraterin sowie dem elfjährigen Sohn Hadubrand, zu dem fraglichen Rohr; geleitet wurde die Kommission von Herrn Zwerg Nietzke. Zwerg Nietzke erkannte sofort, daß das Wasserleitungsrohr nicht funktionierte, weil es verstopft sei, und begab sich daraufhin persönlich zu dem Hauswart Schippanofsky, obgleich derselbe seinen Dienst noch nicht angetreten hatte. Schippanofsky forderte dementsprechend Nietzke auf, welcher Aufforderung dieser aber nicht nachkam. Die Privatbeleidigungsklage ist eingereicht.

Am Nachmittag erschien dann, auf erneute Vorstellung Frau Schippanofsky; die Wasserrohrbereinigungskolonie war folgendermaßen zusammengesetzt:

Technische Leitung: Frau Hauswart Schippanofsky, Personalaufsicht: Frau Zwerg Nietzke, Leitung der Hilfsmannschaft, bestehend aus dem Sohn Hadubrand Nietzke: Hadubrand Nietzke. Oberleitung: Herr Nietzke.

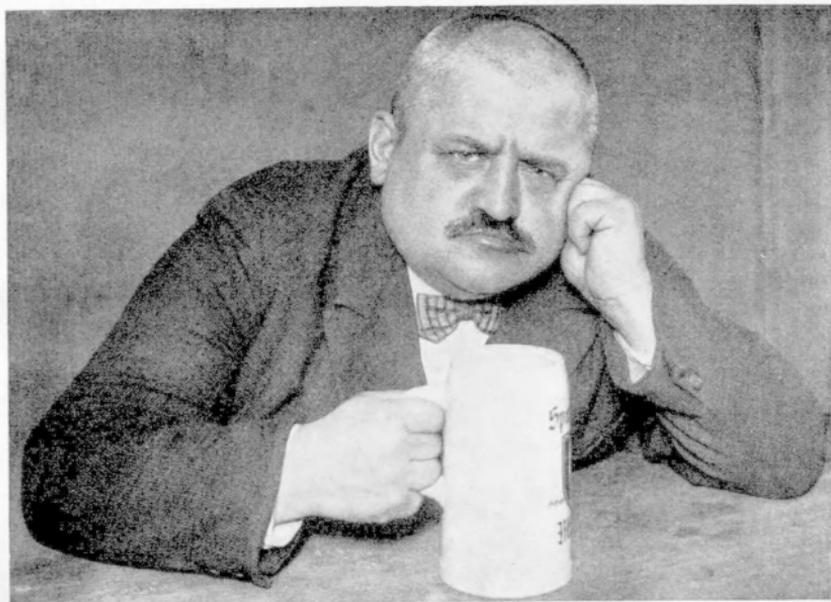
Umgeben von seinem Stabe, machte sich Direktor Nietzke persönlich an die fachtechnische Arbeit.

Die Beratung ergab folgendes: Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus wäre die Anlegung eines neuen Wasserrohrs an Stelle des alten allerdings empfehlenswert, doch bestanden aus allgemeinen wirtschaftlichen Erwägungen sowie auch wasserbautechnisch einige Bedenken. Während ästhetisch gegen die Einführung eines sogenannten Schrubbers in das Wasserrohr Einwendungen nicht bestanden, konnte doch dieselbe zunächst nicht vorgenommen werden, da von seiten der Personalaufsicht hauswirtschaftlich eingewendet wurde, daß ein solcher Schrubber nicht vorhanden sei. Die

Technische Leitung erklärte, daß sie ihrerseits zur Materialbeschaffung nicht beitragen könne, was die Personalaufsicht sowie die Leitung der Hilfsmannschaft heftig bestritten. Die Oberleitung entschied schließlich, daß aus hygienischen sowie aus ernährungswissenschaftlichen Gründen die sofortige Beschaffung des Wasserrohrreinigungsbehelfsmittels in augenblickliche Erwägung zu ziehen sei, da die Leitung der Oberleitung als langbewährter Fachmann darüber fachmännischen Rat zu erteilen sehr wohl in der Lage sei. Die Benennung ‚Alter Kuhkopp!‘ von seiten der Technischen Leitung lehnte der Leiter der Oberleitung, als lange im Berufsleben stehend, ab.“

Ja, da lachste!

Wenn aber drei Beamte einen Nagel einschlagen sollen und deshalb einen solchen Betrieb veranstalten, der weiter keinen Sinn hat als Bedeutung, Notwendigkeit und Wichtigkeit der beamtlichen Existenz möglichst aufzublasen — da lacht keiner. Denn Deutschland ist ein gründliches Land: kein Kind ohne Nachtopf, kein Erwachsener ohne fachliche Hochschulbildung, ohne Titel und einen ganzen Kopf voller Einbildung.



Mitteldeutscher Aufstand



Das Schreckliche an solcherlei Bildern ist, daß der Verhaftete in der Mitte und die Begleiter an den Seiten derselbe Mensch sind — sie wissen es nur nicht, die uniformierten Sieger bestimmen nicht. Da sind nun diese Portierjungen oder Bauernsöhne — ein paar Unterhaltungen in andern Kneipen mit andern Partnern, und sie marschierten heute hinter dem, der das Proletariat hat befreien wollen. Aus ihren Augen

leuchtet die echte Jungensfreude am Indianerspiel, und gewonnen haben sie auch, und das Leben ist überhaupt schön. Vielleicht wird uns jemand erzählen, sie täten das zur Wiederaufrichtung der Ordnung ... aber sie wissen gar nicht, was das ist. „Heute mittag“, erzählt nachher einer auf Stube, „hat mir einer von die Brüder dußlig angesehen — da hab ich ihm den Kolben auf 'n Kopp jehaun, hier, kiek mah — is 'n Stück abjesplittert ...“ Bürgerkrieg ist Bruderkrieg —? Viel schlimmer: es schlugen sich die Angehörigen derselben Klasse — zum Vorteil der Herrschenden.



Schöne Zeiten

Das waren noch schöne Zeiten... Hier sehen wir denn also unsern lieben Philipp, dessen Namen rechtens mit einem Sch anfängt, auf dem guten Fensterbrett der Reichskanzlei stehen... es ist ein Wunder, daß er kein Papier untergelegt hat! — er redet zum Volke. Hört ihr das Bild sprechen —? „Die deutsche Republik ist eine Volksrepublik! Vorüber das System, wo es nur noch Herren und Knechte gab — jetzt errichten wir die freieste Verfassung der Welt! Wir werden... ihr werdet... sie werden... Ein Hoch der neuen freien deutschen Republik!“ — „Hoooh —!“ schrien die Leute und nahmen die Hüte ab. Das waren noch schöne Zeiten. Nein, es waren keine schönen Zeiten. Heute wissen wir, was damals geschehen ist. Heute kennen wir den Verrat auf der einen Seite — die Sorglosigkeit, die Unklarheit, den Brei auf der andern. Wir haben gelernt. Heute wissen wir, wie Fritz Ebert auf dem Geheimdraht mit Groener telefonierte, um eine Ordnung zu retten, auf deren Beseitigung es grade ankam; heute wissen wir es. In diesem Menschengewimmel aber wußten es noch nicht zehn Mann. Da standen vor allem *müde* Menschen; solche, die die Nase voll hatten vom Krieg; die das Ganze satt waren; die nicht mehr auf Karten anstehen wollten; müde waren sie, und nach Hause wollten sie, und sie hatten genug. Hättet ihr gefragt, was sie denn nun eigentlich wünschten —: ihr hättet sehr merkwürdige, sehr verblasene Antworten zu hören bekommen. Man kann aber keinen politischen Kampf ohne Klarheit führen, ohne ein dogmatisch starres Programm, das doch wieder biegsam und





elastisch sein muß wie bester Eisenstahl — mit Gefühlen allein kann man keine Revolution machen.

Aber ohne sie auch nicht.

Wer, wie Fritz Ebert vom ersten Tag an, gefühllos seine Akten aufgearbeitet hat, der ist beileibe kein „Realpolitiker“, wie sie das nennen — sondern ein Schreiber. Die Flamme muß in einem brennen, sonst schafft mans nicht; noch nie ist irgend etwas auf dieser Erde ohne Heroismus gestürzt, gewandelt und wieder aufgebaut worden. Das ist ein deutscher Aberglaube.

Schöne Zeiten . . . Immerhin, die es miterlebt haben, die wissen eines, so wie ich es weiß, wie wir alle es wissen:

1918 hat einmal — ein einziges Mal — in Preußen die Erde gehbt. Einmal ist eine Luft durch die Straßen gezogen, die ihnen sonst fremd gewesen ist; einmal hat sich der Boden unter den

Füßen der Gehenden bewegt, einmal ist hier ein Hauch von Freiheit vorübergezogen, eine Ahnung dessen, was das heißt: Volk. Man vergleiche diese unvergeßlichen Stunden und Tage ja nicht mit der Gassenbesoffenheit von 1914 — das war deutscher Sekt. Und so ist er uns auch bekommen. Was uns 1918 bewegte, war anders, ganz anders. Es war keine schöne Zeit und keine „große“ Zeit — aber Deutschland rührte sich. Dieses starre, überdisziplinierte, straffe Land fing an zu kreiseln. Es waren die Arbeiter, die das vollbracht haben, die zurückkehrenden Soldaten und vorneweg die Matrosen. Wir wollen diese Melodie aufbewahren in unserm Herzen. Erstickt in Blut, verraten und niedergeknüppelt, in die Bahnen der „Ordnung“ zurückgeschleudert, so ging das dahin. Liebknecht, Luxemburg . . . vorbei. Die „schönen Tage“ leben, verfälscht, umgedichtet, umgelogen, in den Memoiren jener Sozialdemokraten, die zwar eine Revolution vermasselt, aber wenigstens aus ihren faden Lebenserinnerungen eine bescheidene Rente gezogen haben. Das Blut der im Kriege Gefallenen ist umsonst geflossen — für nichts sind sie gefallen. Das Blut der Revolutionäre soll nicht umsonst geflossen sein. Sie sind für eine Sache gefallen. Laßt sie keimen.



So schreckliche Szenen



sind an der Tagesordnung –, wenn

die Arbeiter ein Rathaus — zum Beispiel das in Mülheim an der Ruhr — besetzen. Die Scheiben sind zerschossen, die Aktentische leer, der Materialschaden ist höchstwahrscheinlich unermesslich.

Und nun sehe man sich die Gesichter dieser Menschen an! Brutalität und Roheit steht in ihnen geschrieben: wird vielleicht jemand ableugnen wollen, daß diese beiden die rohe, vernunftlose Gewalt darstellen? Pardon wird nicht gegeben — Bürgerblut muß fließen . . . sicherlich haben sie die Taschen voller geraubter Goldplomben und Juwelen! Dem geübten Physiognomiker genügt ein Blick, dem Richter gar keiner, um festzustellen: die Revolution hat hier das Unterste zu oberst gekehrt. Übrigens sind die beiden Herren auf dem Bild verkleidete Kriminalbeamte.

Dieses Theater



Zapfenstreich vor dem Palais des Reichspräsidenten

wurde — in Ermangelung eines eigenen Königs — von der hiesigen Republik für den ehemaligen Herrscher von Afghanistan veranstaltet. Die Kosten der Empfänge und Geschenke betragen etwa den Geldeswert des deutschen Jahresexports nach Afghanistan.



Die vom Sterben leben!

*„Und sollte zu Gottes Armenhaus
Die deutsche Erde werden,
Wir stellen den letzten Jungen heraus,
Wir opfern die letzten Herden.
Wir haben schon einmal rotes Gold
Für graues Eisen gegeben —
Und wenn es am letzten mangeln sollt,
So läßt sich vom Sterben — leben!“*

Dr. von Eickstädt, Kreisführer des Stahlhelm in Kyritz

Rechenaufgaben

Ein Bauer besitzt ein Feld von 18 Hektar, das ihm sein Nachbar im Alter von 54 Jahren streitig macht. Wie hoch sind die Gerichtskosten, wenn der Rechtsanwalt auf gegnerischer Seite Cohn XVII heißt?

Das Mundwerk eines Oberpräsidenten ist 4 Meter lang und 2 Meter breit. Wie lange kann der Mann Mitglied der SPD. sein, wenn er 1100 Arbeitermorde auf dem Gewissen hat?

Ein Untersuchungsrichter läßt einen im Verdacht des Judentums stehenden Kaufmann elf Wochen in Haft sitzen. In welcher Zeit avanciert der Richter zum Landgerichtspräsidenten?

Aufgabe mit imaginären Größen:

Eine sozialdemokratische Partei hat in acht Jahren 0 Erfolge. In wieviel Jahren merkt sie, daß ihre Taktik verfehlt ist?

Ein Volksstaat Sachsen macht sich seinen Dreck alleene. Wieviel Auguste von Sachsen braucht man, um alle Reimann-Anekdoten allein zu machen?

Ein Kaiser kostet monatlich 50 000 Mark Arbeitslosenunterstützung. Was kosten zwei Kaiser auf dem Thron einer Republik im Alter von acht Jahren? (Berechne dasselbe mit der deutschen Republik — Gleichung mit einer Unbekannten!)

Ein deutscher Richter sperrt in einem Tage einen Kommunisten ein. Wieviel deutsche Richter sperren alle deutschen Kommunisten in wieviel Tagen ein —?

Ein Kronprinz hat ein uneheliches Kind. (Es handelt sich hier um eine theoretische Aufgabe.) Wieviel Kronprinzen sind nötig, um die Mongolei zu bevölkern, wenn der dortige Sittlichkeitskoeffizient mit 218 angenommen wird?

(Die Auflösungen sind nur für die Herren Lehrer bestimmt.)



Jubiläum

Guckt ihr herüber aus den andern Betten —?

Ja, da liegt er.

Hat fünfzig Jahre Dienst gemacht — bei der Firma Stelzner in Berlin, in der Großen Frankfurter Straße. Na, und als er nun so über die Siebzig war, da haben sie ihn auf die Straße gesetzt, stempeln gehn. Da hat er denn versucht, sich das bißchen Leben, das sie ihm gelassen haben, zu nehmen — das gelang nicht. Und da liegt er nun.

Blumen hat er bekommen, gewiß doch; und ein Ministerium hat sich für ihn eingesetzt: wenn er herauskommt aus dem Krankenhaus, dann darf er weiterarbeiten, das haben sie ihm fest versprochen. Wie. Sie meinen: er hat doch sein Leben lang Marken geklebt, da müßte er doch im Alter . . . Sie sind wohl nicht von hier —? Er hat zu arbeiten, bis er umfällt.

Mit der Firma —? Nichts, natürlich. Erstens ist sie nicht verantwortlich; zweitens war es der Übergriff eines untergeordneten Organs; drittens war der Mann eben nicht

mehr leistungsfähig . . . nichts geschieht ihr. Seit wann ist eine Aktiengesellschaft für irgend etwas verantwortlich, was sie tut? Ein Lokomotivführer ist verantwortlich und ein Chauffeur — eine Gruppe nie.

Wenn es so wie in Amerika wäre —: wo man jeden jeden Tag heraussetzen kann; wo sich kein Mensch darauf einrichtet, ein Anrecht auf seine Position zu haben . . . das ist wenigstens ehrlich. Aber einen bis zum zweiundsiebzigsten Jahr auszunutzen und dann herauszusetzen . . . das ist doch wohl . . .

Verzweifeln Sie nicht. Wenden Sie sich an die SPD. und an ihre Gewerkschaften; die werden den Leuten schon zeigen, was eine Harke ist. Unerbittlich. Und wenn sie eine Resolution fassen sollten.

Immerhin wissen wir jetzt, was ein Leben voller Arbeit wert ist: einen Strauß Blumen.



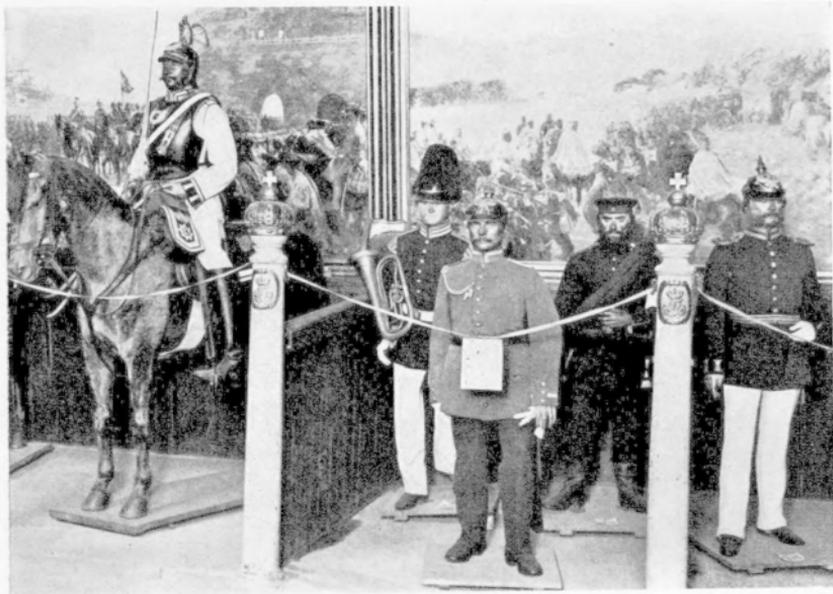


Die Tarnung

Der neueste Schutz bei der deutschen Reichswehr macht die Maschinengewehrabteilungen fast unsichtbar.

Dieses Netz ist kein Netz. Es ist eine Allegorie.

Götzen der Maigoto-Neger



... . einen seltsamen Brauch. Der Stamm stellt seine Götzen — aus Holz oder sogar Wachs — b e k l e i d e t in besondere Hallen und umtanzt sie bei feierlichen Gelegenheiten. Der Verfasser hat Gelegenheit gehabt, in diese Räume einzudringen — man sah gradezu grauerregende Gestalten, wüste Masken voller stumpfer, fast tierischer Roheit im Blick — ein Götze thronte auf einem Totem-Tier und hielt einen Wurfspiel in der Hand . . . die Maigoto-Neger sind sehr stolz auf diese Kunstwerke . . .“

Das angestammte Herrscherhaus

*Ich bin dick.
Und blase
auf die Republick.*

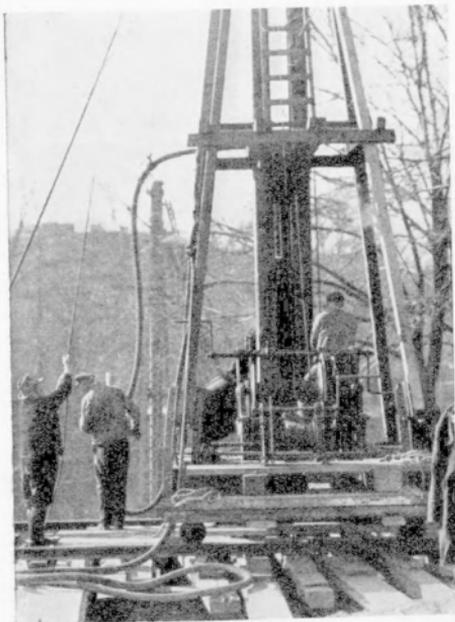
*Die können alle bollern,
soviel sie nur wollern —:
Wir sind die Hohenzollern
und leben von euch
und zecken an euch*

*bis ans Ende der Welt . . .
Soviel Geld —! soviel
Geld —!*

*Wirklich? Bis ans Ende der
Welt . . .?*



Prinz Eitel Friedrich



Statistik

Wir sind ein armes Land.
Ich, der gelernte Arbeiter
mit Frau und drei Kin-
dern, arbeite 50 Tage im
Jahre nicht für mich –

über 2 Tage arbeite
ich für die Reichs-
wehr, und zwei
weitere Tage im
Jahre arbeite ich,
damit wir eine schö-
ne Polizei haben.





Einen halben Tag muß ich für die Kirche arbeiten, der ich gar nicht mehr angehöre, und



eine Woche für die Beamten, für alle die vielen überflüssigen Beamten.

Dafür habe ich es dann mit der Kunst und Wissenschaft leichter; das ist in 3 Stunden gemacht.

Wir sind ein armes Land!

Wir haben 28807988 Mark allein in Preußen für Pferdezucht übrig und



wenig zu essen,



aber 230 990 Mark für die Seelsorge in der Reichswehr und 2164 000 Mark für die Umzüge unserer Botschafter und Gesandten, denn wenn die nicht umzögen, was hätten sie sonst zu tun? Und





ich, der Buchhalter, beziehe ein Jahresgehalt von 3600 Mark, und meine Frau gibt wöchentlich 40 Mark aus. Und 433 Wochen müßte ich arbeiten, um so viel zu erarbeiten, wie der Herr Tirpitz, der die deutsche Flotte danebenorganisiert hat, als Pension bekommt. Herr Schlachtenverlierer Ludendorff bekommt 17 000 Mark,



denn wir zahlen an Pensionen für die alten Monarchisten im Jahr 206 931 960 Mark, denn wir habens ja – das heißt: eigentlich haben wirs nicht, aber was ist da zu tun, wenn wir doch einen neuen Panzerkreuzer haben müssen, der 80 Millionen Mark kostet! Und wenn die Offiziere morgens spazierenreiten müssen, dann kann man keine schönen Augenkliniken haben; wir brauchen unser Geld anderswo.



Wo steckt Deutschlands Geld?



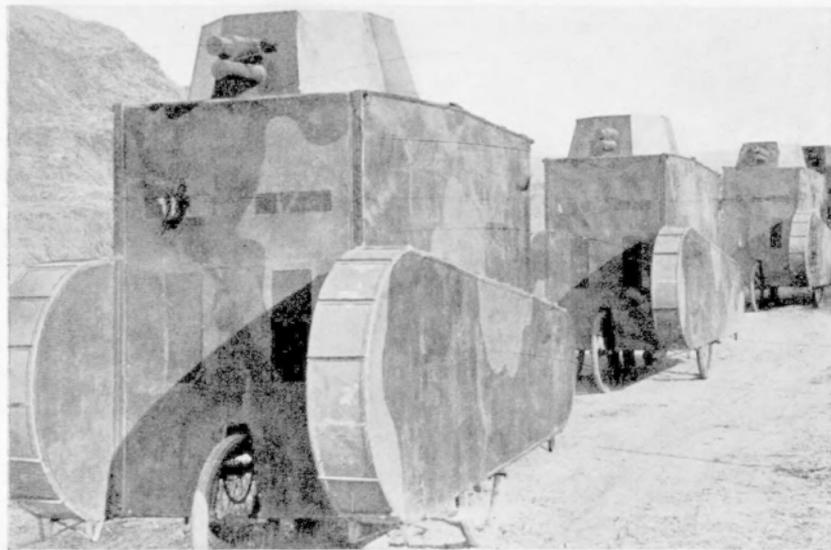
Hier?



oder vielleicht
hier?



Nein, da ist es



und da ...



und da –



denn



wir sind ein armes, armes Land.



Die Tasse

Diese Tasse überreicht der preußische Staat allen preußischen Bürgern, die hundert Jahr alt geworden sind. Das ist nett. Man weiß nicht recht, ob es eine Ermunterung für die nächsten hundert Jahr ist, oder ob der Staat damit sagen will: „Obgleich du ein Preuße bist, hast du es bis auf hundert Jahr gebracht — kein Krieg, keine Tuberkulose, keine Steuer hat dich umgewor-

fen — brav! Hier hast ein Täbchen!“ — Die Tasse sieht aus wie ein Topf mit Löwenfüßen, doch aber als Geste ist es nett, das kann man nicht anders sagen.

Aber warum hat diese Geste etwas Komisches?

An keiner Sache sieht man die wahre Staatsidee besser als an solchen äußerlichen Kleinigkeiten. Diese Tasse ist der letzte Ausfluß des patriarchalischen Staates; der Staat will den Papa markieren, er klopf dem artigen Kind, das da hundert Jahr geworden ist, auf die Schulter . . . und man empfindet die Leere der Bewegung, ihre Vergblichkeit, den Anachronismus. Es ist ja alles nicht mehr wahr.

Der Staat ist kein Papa mehr (wenn er es je gewesen ist), und die Kinder sind verdammt erwachsen, und es ist alles in einer glatten Anonymität untergegangen . . . es ist nicht einmal verlogen, es ist gar nichts mehr.

Ein Dorf kann einem alteingesessenen Bauern zum hundertsten Geburtstag gratulieren. Das hat einen Sinn — denn alle kennen ihn. Aber ein moderner Staat kann niemand mehr gratulieren, der nicht irgendeine Stellung im öffentlichen Leben einnimmt . . . es hat so etwas von gutmütigem Almosen an sich . . . ein Gnadengeschenk für kleine Leute. Undenkbar, daß ein wohlhabender Kommerzienrat mit dieser Tasse zufrieden wäre — aber Kommerzienräte werden, infolge ihres anstrengenden Lebenswandels, wieder nicht hundert Jahr.

Die Tasse ist heil — die Idee ist zerbrochen. Wer ist das: „Die preußische Staatsregierung?“ Die Minister, die monatlich wechseln? — Marie, am 15. ist der 1., da können Sie anfangen, aufzuhören? Die „ewige Idee des Staates“ — ach, stellen Sie das solange dahin, lieber Herr! Sind die Registratoren und Bürovorsteher gemeint, die bleiben, wenn der arme Minister geht? Wer hat gerade diese delegiert, den Willen der Allgemeinheit auszudrücken? Nein, damit ist es nichts.

Untertanen sind es nicht mehr; Bürger noch nicht — denn wo wäre ihr Mitbestimmungsrecht? Ja, was sind sie —?

Zwangsabonnenten sind es.

Sie müssen sich in die Listen einschreiben, ob sie wollen oder nicht; keine Einheit der Geburt, der Rasse, der politischen Anschauung eint sie. Die Sprache? . . . aber das ist viel weniger als man glaubt; denn es gibt hundert Arten Deutsch, und ich glaube nicht, daß ein guter Schriftsteller und ein schlechter Richter dieselbe Sprache sprechen. Es sind Zwangsabonnenten, die keine Möglichkeit haben, anderswoher ihr Gas zu beziehen, durch einen andern ihre Briefe zu befördern, mit einer andern Eisenbahn zu fahren . . . monopolumgeben spielen sie: Bürger. Und sind es längst nicht.

Nur die ganz kleinen Leute glauben noch dran; die Klugen lassen dran glauben. Der Staat aber ist ein Mischding: halb Selbstzweck, mit einem Beamtenkörper, der sich durch Zuwahl ergänzt, ohne jemand zu fragen — und halb unterworfen den wahren Mächten des Landes: der Rüstungsindustrie, den Kohlenbaronen, den Stahlgrafen, den Großgrundbesitzern und der verarbeitenden Industrie. Der Staat hat nicht viel to sagen.

Wenn aber ein alter Bahnwärter hundert Jahr wird, dann rafft der Staat sich auf, das arme Luder, und verleiht ihm eine Tasse.

*Zur freundlichen Erinnerung
an die preußische Staatsregierung.*

„Richtig!“ sagt der Hundertjährige. „Da ist ja auch noch der Staat . . .“ Und nickt mit dem greisen Kopf, in Erinnerung an alle die schönen Stunden, die ihm dieser Staat bereitet hat.



Aussperrung

*Hier stehn wir in dem Garten
und warten, warten, warten,*

Vater kommt nicht.

*Bei Krauses wird gleich geschlossen;
er ist bei den Genossen . . .*

Vater ist ausgesperrt.

*Durchs Rheinland zieht es brausend —
sie haben Zweihunderttausend*

aus den Fabriken gezerrt.

*Wir stehen hier und darben;
es blühh die I. G. Farben —*

Vater ist ausgesperrt.

*Wir sind dazu da, um später
an Stelle unserer Väter*

an den gleichen Schraubstock zu gehn.

Großmutter, sag es den Kleinen:

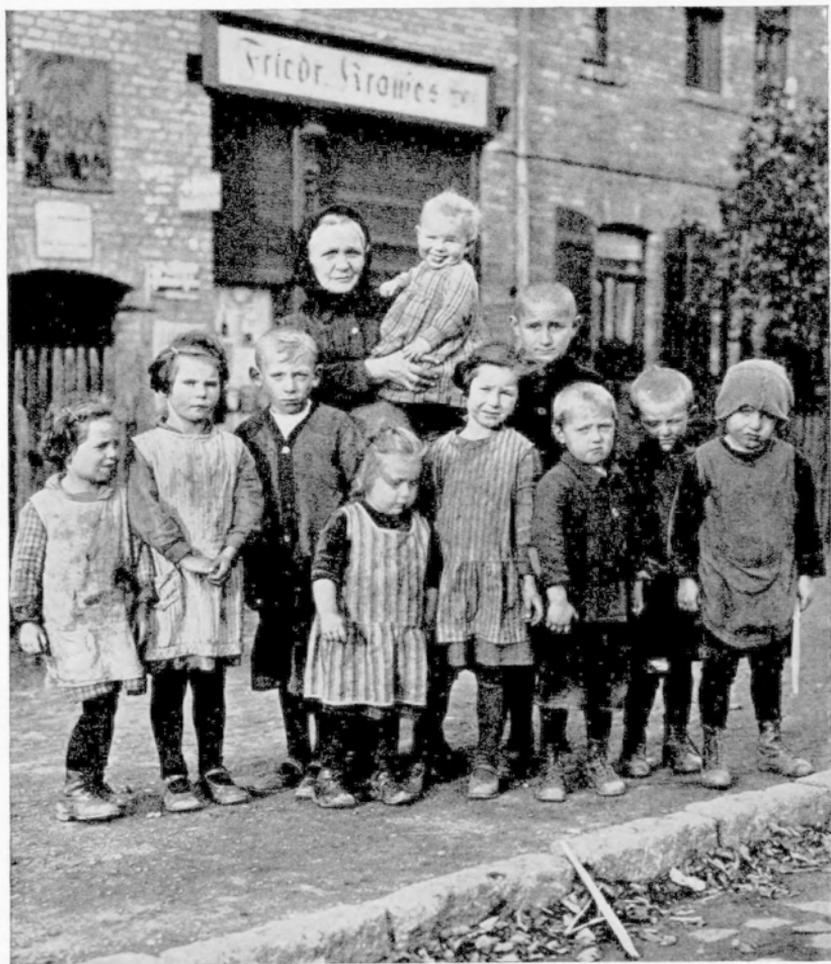
sie sollen vor Hunger nicht weinen,

sie sollen gerade stehn —!

Mit Vater und dem ganzen Chor:

Brüder!

Zum Licht, zur Freiheit empor —!



Der Naturforscher



lachen: det soßjalistische Programm ausn Jahre 1870! Ach, war det ne Freude! Iek ha det die Kollejen vorjelesen — Sie, aba so ham wa lange nich jelacht!

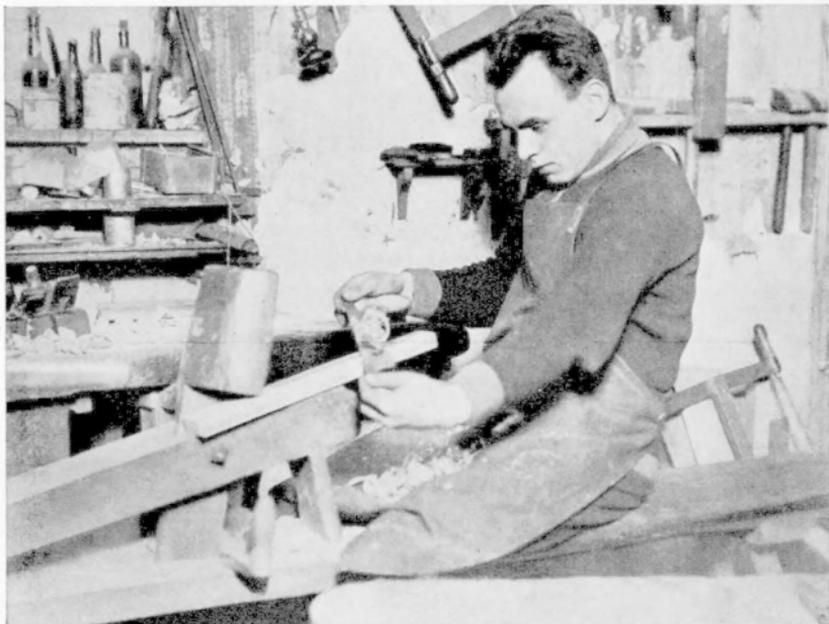
Und wo lücht det nu, det scheene Programm —?

Sehn Se.“

— „Och, man findt doch so allahand. Sehn Se, neilich, da wihl ick hier so rum, uff eenmal kommt wat Hartet — Nanu? denk ick — ick faß hin: is et en oller Stahlhelm. I, dacht ick, kanstest noch brauchen — Willichen schreit immer nachn kleenet Töppchen . . . rin inn Sack.

Na, un denn, wenn man is achtsam, kann man ja allahand erben. Sehn Se, neilich . . . wihl ick da so rum . . . uff eenmal faß ick in wat Weichet — Nanu? dacht ick — ick seh hin: is et den ollen Kahl sein Vollbart. Wissen Se, der det neie Strafjesetz macht; der Mann hat wahrscheinlich zweie — einen für Wochentachs und einen für Sonntachs. Rin inn Sack.

Na, aber det scheenste war doch jestern. Jestern morgen — det war in de Klosterstraße, uffn Hof — da polk ick da sonnen Kasten aus . . . wat find ick? Sie wern



Der Staatshaushalt

Das Gehalt eines Lokomotivführers ist nicht groß — der Staat vertröstet den Mann mit der „Pension“, die ihm seinen Lebensabend schon versüßen werde. Diese Pension ist meist gering.

Wohlhabende Männer aber, die als Minister ein Gastspiel in der Politik geben, das sich hinterher meist als recht rentabel erweist, bekommen folgende Pensionen:

Dr. Georg Michaelis, jener Reichskanzler, der im Jahre 1917 seine vollendete Unfähigkeit erwies: 27 600 Mark jährlich.

Dr. Wilhelm Cuno, der als Beamter die Entschädigungsverhandlungen mit den großen Schiffahrtsgesellschaften zu führen hatte und der dann — wie der Zufall spielt! — der Direktor einer solchen Gesellschaft wurde; als Reichskanzler für die Inflation deshalb nicht verantwortlich, weil man ihn für nichts verantwortlich machen kann: etwa 19 000 Mark;

Gottlieb von Jagow; ganz recht, jener, der die Neugierigen warnte und später einen Hochverratsversuch machte: etwa 24 000 Mark;

Dr. Lewald, ein früherer Staatssekretär von großen, hierorts nicht bekannten Verdiensten: etwa 17 000 Mark;

von Tirpitz; der Alte im Barte; der Mann, der den Reichstag jahrelang hintergangen hat, um den Bau einer Flotte durchzudrücken, die im Kriege nichts genützt und nichts geschafft hat — also überflüssig gewesen ist: rund 25 000 Mark. (Ihrem lieben Tirpitz: die dankbare Republik.)

Nun darf man bei Betrachtung solcher Ziffern nicht vergessen:

Dieser Staat, der solche wahnwitzigen Summen — über 23 Millionen — jährlich ausahlt, ist schwer verschuldet; stand bereits einmal vor dem Nichts, belastet seine arbeitenden Steuerzahler schwer, um diese da zu mästen.

Freilich: auch diese Pensionisten arbeiten fleißig. Ein großer Teil dieser Männer ist noch recht rüstig; hat gut bezahlte Stellen in der Industrie, die sich niemals mit ihnen befaßt, hätten sie nicht den Titel — so daß also die frühere Staatsstellung sich schon auf diesem Wege bezahlt macht: die Republik zahlt immer weiter. Sie zahlt: *den früheren deutschen Kriegsministern* nach ihrer verderblichen und dem Lande schädlichen Tätigkeit noch heute pro Mann und Nase: 25 000 Mark;



sie zahlt *Herrn Gustav Bauer*:

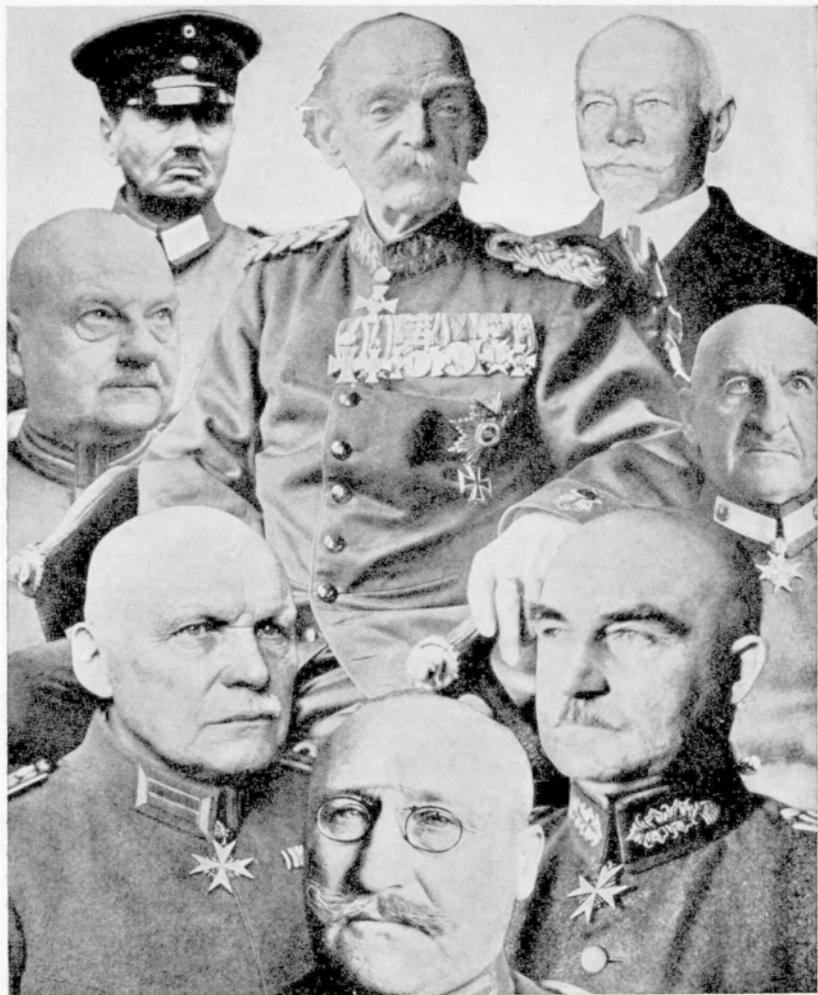
11 000 Mark;

sie zahlt *Herrn Hermes* (Mosel):

11 000 Mark;

sie zahlt *Herrn Emminger*, der die deutschen Schwurgerichte vernichtet hat: 19 000 Mark;

sie zahlt — sie zahlt — sie zahlt — und sie wird immer weiter zahlen, weil sich die Bezahlten ihre Gesetze selber machen; weil die Arbeiter und die Angestellten nicht wissen, was mit ihnen getrieben wird, und weil der Staat im Leben der Heutigen das darstellt, was die Religion im Leben der Urgroßeltern gewesen ist: eine dunkle, mysteriöse, aber auf alle Fälle anzubetende Sache.



T i e r e s e h e n d i c h a n

Der Kriegsschauplatz

— „Hauser! Mensch! . . . lange nich jesehn, was —? Na, wie jehs denn? Mir? Tahllos —! . . . Ja, nu . . . ich war ja auch lange wech! Ja, dreiviertel Jahr, nee, warten Se mal, zehn Monate, zehnenhalb Monate, jenau —! Ja, im Dezember bin ich los — wissen Sie jahnich? Na, Mensch, lesen Sie denn keine Zeitungen? In Sibirien! Auf dem K.S.P.! Hauser, Sie leben auf dem Mond! Aufn Kriegsschauplatz —! Kenn Se jahnich? Na, das müssen Sie hörn! Komm Se, wir jehn da rüber in die Stampe und trinken 'n Schnaps! Das wissen Sie jahnich? Also passen Se auf:

Sie kenn doch den General Wrobel, was —? Son kleener Dicker, nich? Na, also der hat doch vor zwei Jahren auf der Fronttahrung in Dortmund den Vorschlag gemacht — mir ein Kührrassao — nee, warten Se mal, 'n Kirsch . . . 'n großen Kirsch! ja, für den Herrn auch — oder nehmen Sie lieber . . .? also in Dortmund den Vorschlag gemacht, es müßte für alle nationalen und wehrfähigen Elemente ein Kriegsschauplatz einrichtet wern. Zur Ertüchtigung der Jugend . . . Wie er auf den Gedanken gekommen ist —? Sehr einfach. Da hattn die radikalen Blätter doch geschrieben: „Wenn die Herren Krieg führen wollen, dann sollen sie sich ihren Kriegsschauplatz allein aufmachen!“ Ham wir jemacht! Prost! Burr, Donnerwetter, der hats in sich! Kenn Sie den Witj mit dem Bauer, der im Chausseeegraben sitzt und grade einen nimmt und sich schüttelt, kommt der Pastor vorbei und sagt: „Na, Krischan, du saufst zwar; aber ich sehe, daß du dich schüttelst — das ist der erste Schritt zur Besserung —!“ Sacht der Bauer: „Nee, Herr Pastor — det tu ick man bloß, damit der Schnaps überall hinkommt —!“ Ja, was ich sagen wollte: also einen Kriegsschauplatz zur Ertüchtigung der wehrkräftigen Jugend, der Volkskraft — na, Sie kenn ja die Sprüche. Also gut — mein Wrobel los, aufs Reichswehrministerium, zu den Russen, nach Genf, nach Paris — fein jelebt der Mann . . . hats aber zustande bekommen. Da ham se uns nu also janz klamheimlich einen kullessalen Kriegsschauplatz in Sibirien hinjemacht! Den Franzosen haben wir jesacht, es wär jejen die Bolschewiken, Grumbach glaubt, was Breitscheid sagt, die informieren sich jejenseitich, ja, und den Engländern ham wir jesacht, es wär jejen die Franzosen, den Russen haben wir jesacht, wir würden ihr Heer orjanisieren, na, und die Reichswehr macht ja sowieso mit. Bon.

'n paar hundert Werst hinter Krasnojarsk, wissen Sie, wo diss is? Also — wenn das hier der Jenissei is un die Streichhölzer die obere Tunguska un Ihre Zigaretten-dose das Sajanische Jebürge, denn wah diss hier unser K.S.P. Na, 'ne Abkürzung muß det Ding doch ham — ham wa so jenannt. Prost! Sie, tahlllos, sag ich Ihnen! Also einfach: feinknorke! Passen Se auf:

Det Janze wah mit Stacheldraht einjzäunt, det keener rin konnte und keener raus. Un alles da, Sie —: Schützenjrehm und Front und Achtileriestellung und Beobachtungsstände und Feldtelephong und alles. Na, und eine Etappe! Lieber Hauser, da könn Sie jahnich mit! Also jeder Stab hatte ein mächtiges Haus, mit zwei Casinos,

Ja im wahrsten Sinne des Wortes. Vapflegung wie sich diß jehört: wunderbare Weine, hat det Rote Kreuz gestiftet, die Leute sind ja sehr international . . . und Schnäpse, na, dagegen is diss hier das reine Bitterwasser — Ober! Herr Ober! mir noch 'n doppelten Kirsch, ja, für den Herrn auch — und Feldpastöre und Orrnanzen und Nachrichtenoffiziere und Ballon-Abwehr-Kanonen und Flaks und Funk und alles. Ja, unne Flotte ham wah auch jehabt, die fuhr imma den Jennesei rauf und runter, un Exzellenz Ludendorff und Brüninghaus und Killinger — die wahn alle da. Alle. Da beißt keine Maus 'n Faden von ab. Prost —!

Ik wah Felllleutnant — erst Fellll — und denn Felllleutnant. Ja, 'n Feind hatten wir auch.

Die Herren hatten sich bei der konschituierenden Jeneralversammlung so lange rum-jezankt, bis da würrlich zwei Jruppen waren, eine jrüne und eine rote, und die eine war der Feind von der andern. Na, einmal is es auch zum Jefeht jekomm . . . sonst ham wa ja mehr organisiert, ja. Aber einmal ist es zum Gefecht jekomm — vierhundert Tote; der Jasoffzier, diß wah 'n Jroßaktionär von Leverkusen, der war besoffen und hat nich aufjebaßt, un da hat seine Jaskanone funktioniert, und so is es denn passiert. Die Panjes? Nee, die wahn nich da. Das heißt: die Mannschaft mußte doch wat ham — zum Requiritieren un die Weiber un so. Da ham wa denn zweihundert Meechens reinjeseßt, mit ihre Kerls, das war die Bevölkerung, die machten die Einwohner, sozusagen. Na, un bei die jingen die, und wir auch manchmal, det heißt, wir ließen sie in Stab kommen . . . ein Budenzauber ham wa da valleicht jemacht! Doll. Prost —!

Wieso ich nu wieder hier bin? Ja, Hauser, Sie wern lachen, es ist ja auch sehr komisch . . . wie soll ich Ihn das erklären . . . Hörn Se zu. Es hat mir auf die Dauer keen Spaß jemacht.

Wir hatten doch alles, nicha? Kriedchskorrespondenten — ich hab selber einen in Hintern jetreten — Feldrabbiner . . . die Korrespondenten und die Rabbiner, diß wahn die einzigen Juhn aufn K.S.P. — wir hatten doch wirklich alles . . . aber, wissen Sie: mir hat was jefehlt. Ich haa manchmal, wenn ich nachts die Posten revidiert habe, und wenn ich denn so mit meinen Gott und meinen Suff alleene war — denn hab ich so nachjedacht, warum mir diß kein Spaß macht. Was mir eijentlich fehlt. Denn mir hat was jefehlt, Hauser . . . Prost! Wissen Sie, was mir jefehlt hat?

Sie, deß wahn doch alles Freiwillje, die da wahn, nicha? Die wollten doch alle — vastehn Se?

Det machte keenen Spaß. Sie, ich habe doch jedient, vorn Krieje habe ich meine vierzehn Jahre runterjerissen; ich weeb doch, wies is. Sie, wenn sie denn so ankam, die Rekruten — in Zivil sind sie immer an ein vorbeijejangn, aber nu auf einmal wahn se jahnischt mehr. Sie — da wurn se janz kleen! Da kam se denn an, und die Kellner wollten kellnerieren, und die Schohspieler konnten auf einmal schreihm, in die Schreibstube, und die Herren Rechtsanwälte . . . und denn jing det: Herr Feld-

webel vorne und Herr Feldweibel hinten — wir hatten se doch, vastehn Se! und wat se konnten, det machten se denn vor, wie die kleenen dressierten Hundchen! Und janz nah ranjehn konnte man an se, und nicht mucksen durften se sich, janz still ham se jestanden und ham een bloß anjejlupscht! Ick wußte doch, was die dachten! Aber denken jabs nich. Immer denkt man, dacht ick. Disziplin muß sind! Det wah da nu alles nich. Die Bevölkerung kniff doch een Oohre zu, wenn wir jebrüllt ham un alles zerteppert ham — es war doch vorher alles bezahlt! Wie in die Schmeißküche. Die Mannschaften, die wahn doch ooch bessahlt . . . Uns fehlte ehmt der, der nich wollte, vastehn Se? Da fehlte ehmt das Widerstrehm; der Widerstand, det unbotmäßige Element, sozusagen — ehmt die Sozis, nee, die nich, die wolln ja . . . aber die Kommenisten und die Pazifisten und die Weiber, die wirklich heulen, wissen Sie, wo det echt is . . . die Meedchen, die einen anbeten, weil se an ein jlauben; die Lümmel auf der Straße, die sich vakriechen, wenn unsereiner kommt; die Beljier, die man konnte knuten — Sie! es war nicht echt — vastehn Se mich? Es war Falle.

Da bin ick denn abjehaun. Die kämpfen da noch . . . aber der richtige Frontjeist ist det nich mehr. Die meisten ham auch schon 'n kleinen Laden aufjemacht; Ludendorff is Maurer jeworn, der hat 'n Maurerei, Tirpitz vakauft Bartwuchsmittel, und Noske zücht Bluthunde, die vadien schon janz hipsch. Hakenkreuz am Stehl . . . am Stahlhelm — wa doch 'ne schöne Zeit! Aber det richteche war et nich. Nu wilch mich mah in Berlin umsehn — in die Autobranche oder bei die Industrie — die brauchen ja immer een zum Orjanisieren . . . denn orjanisiert muß sein. Jejen die Arbeiter, wissen Sie —! Ja, nu bin ich wieder da.

Na, un was ham Sie die janze Zeit jemacht —?





Ein rheinisches Mädchen beim rheinischen Wein.
Das muss ja der Himmel auf Erden sein.

Rudolf Herzog — ein deutscher Mann

Subordination ist das fortgesetzte und mit Erfolg gekrönte Bemühen eines Untergebenen, dümmer zu scheinen, als der Vorgesetzte ist.

Deutscher Kriegsartikel

Das hat jeder erlebt —: wenn man das erstmal eine Eisenbahnstrecke fährt, paßt man auf jeden Baum am Wege auf. Beim dritten Mal legt sich das, und man weiß schon alles: die Zollplackereien, die Paßrevisionen, das unendliche Stuckern der Räder und die niedrigen Häuser links und rechts der Eisenbahn. Was tut man also in solchem Fall? Man liest. Der letzte Band von Conan Doyle war nicht vorrätig, Spannung ist aber im Coupé in jedem Fall vonnöten, ein bißchen lachen möchte man auch — was kann es da Schöneres geben als: „Kameraden. Roman von Rudolf Herzog. 1.—50. Tausend. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1922.“ Cotta, das ist der, der einmal Goethe und Schiller . . . aber das ist schon lange her.

Nun bin ich gar nicht so ungebildet, wie ein General aussieht. Ich kenne noch zwei Romane von Herzog, die „Wiskottens“, und einen, dessen Titel ich zwar vergessen habe, aber den ich auswendig, Seite für Seite, nacherzählen kann. Es wird kein Wort stimmen, aber es wird schon stimmen. „Kameraden“ habe ich nun ganz sorgfältig durchlacht. Hier ist ein Schulfall des deutschen Gemüts.

Schlechte Romane hat es immer gegeben: Daß Frau Courths-Mahler kein Deutsch und Herr Herzog keine Romane schreiben kann, ist belanglos. Aber seit jeher war diese Gebrauchsliteratur für den Alltag ungemein bezeichnend, weil nämlich von ihnen aus zwar nicht auf den Verfasser, aber ganz genau auf das konsumierende Publikum geschlossen werden kann. Alle erfolgreichen Schmöker der letzten Jahrhunderte und aller Länder haben den Sieger über das Leben zum Thema — die Ritter, die wilden Räuber, die Seehelden, den Detektiv, den großen Verbrecher . . . es sind alles Leute, die kühner, größer, ungebärdiger als die Leser sind, solche, die das tun, was er gern tun möchte, aber nicht tun darf. Wer wissen will, welches Ideal sich die kleinen Kaufleute des Biedermeier erträumten, braucht nur Clauen zu lesen und die Ritterromane der Zeit; wer das von heute kennen will, lese Arnolt Bronnen, jenen Rudolf Herzog II.; alle Spießier sind verhinderte Napoleons — wir haben ja im Kriege schaudernd erlebt, was herauskommt, wenn sie einmal dürfen . . . Wie sieht nun das Idealbild des gebildeten norddeutschen Mittelstandes von heute aus —?

Wie ein Reserveoffizier.

Ein Lieblingswort des Herrn Herzog ist „knapp“. Es ist gar nicht zu sagen, wie knapp seine Helden alle sind. „ . . . erwiderte er knapp“; „Nein, sagte sie kurz“; „Ein tiefer Ernst straffte seine Züge“ — so oder ähnlich marschiert es durch alle Bände. Seine Helden sehen folgendermaßen aus, müssen also — nach den Auflageziffern zu schließen — von seinem Leserpublikum so gewünscht werden:

Knapp, kurz und kühl haben sie eine Beamtenstellung oder sind sehr rangierte Kaufleute. Mit der bestehenden Ordnung befinden sie sich auf bestem Fuß: sie bejahen sie (ohne sie genau zu kennen). Es sind tapfere Leute, solange sie in der Kollektivität handeln — erledigt, wenn sie allein stehen. Ihr Mut besteht zunächst einmal in grenzenloser Flapsigkeit gegen alle andern, die nicht ihrer Gruppe angehören. „Er schaffte mit einer kurzen Handbewegung für sich und seine Begleiterin Platz.“ Die andern gibt es nicht. Denn niemand ist so aristokratisch wie Herr Regierungsrat Schulze, wenn er durch das gemeine Volk schreitet. Es sind Aristokraten der Weinabteilung. Trinken aber die andern auch Wein, sinken Schild und Wappen in nichts zusammen.

Terminologie und Jargon sind dem Kasino, dem Stall und der Jägerei entlehnt. Die feinen Unterschiede zwischen: „Der Mann hieb kräftig ein“ und „Die Herren setzten sich zu Tisch“ werden stets aufrechterhalten. Das Chinesentum des Kasernenhofs ist noch in den wildesten Situationen ausgedrückt; wenn einer ins Wasser fällt, ruft

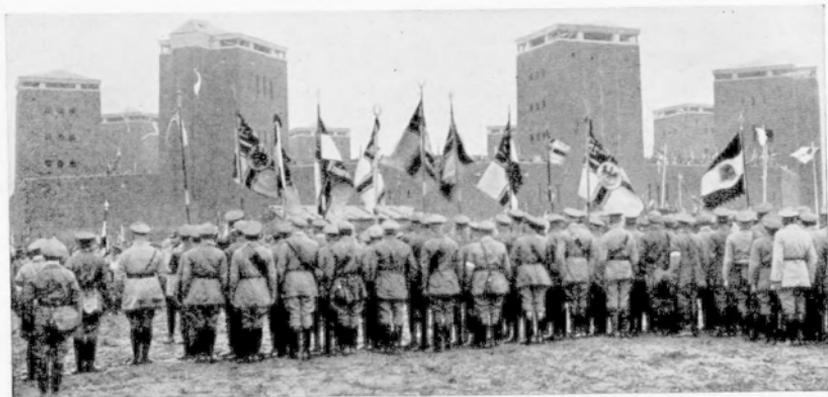
er sicherlich: „Ich bitte gehorsamst, mich herausholen zu wollen“ oder so ähnlich. Das kann Herzog gut.

Im übrigen durchzieht das Buch jene dumme, süßliche Liebesgeschichte, die eine sehr weit ausgedehnte Frauenwelt nun einmal braucht, und die in allen Couleuren der Literatur vertreten ist: die jüdischen Hysterikerinnen kaufen bei Ewers, die christ-



lichen bei Bonsels, und die normale deutsche Frau hat bei Herrn Herzog ihr Genüge. Wenn aber nicht geliebt wird, dann wird geprügelt.

„Aber vorher haben Sie der Zugbegleitung doch etwas ins Stammbuch geschrieben? Ich meine, die Zeitgenossen hatten doch einen Hintern, in den sie getreten werden konnten?“ Die Zeitgenossen sind Deutsche. „Niklas, stellen Sie sich mal sofort auf den guten Ton ein.“ „Werd ich“, knurrte der Jäger, beugte sich weit zurück und zog dem Schimpfenden einen langen Striemen über das Fell.“ Der Fellinhaber ist ein Deutscher. Dann ein zweiter, ein tausendster Fall des Gefreiten Lyk (der,



wie aus Heinrich Manns „Untertan“ bekannt, auf Arbeiter schoß und dafür vom Kaiser belobt wurde), ein Reichswehrsoldat in gleicher Lage: „Geben Sie dem Wege-
lagerer die volle Ladung. Und wenn das Rudel nicht feige von dannen stieht, so
machen Sie doch die weite Reise nicht allein.“ „Zu Befehl“, murmelte der Mann, und
seine Augen starrten in die Ferne . . . „Sie haben sich gehalten wie ein Held. Ich
beglückwünsche das Vaterland zu solchen tapfern Jungen. Kommen Sie mit. Wir
begleiten Sie.“ Kurz: die Ohrfeige, der Fußtritt, der Säbelhieb als Grundbedingung
für den Wiederaufbau. Genau wie bei Bronnen.

Denn Herzog hats mit der Politik. Und was für einer —! Mit der, die seine Leser
machen und sehen, begreifen und bejahen. Und die sieht so aus:
„Und was — was hätten Sie getan?“ (Gemeint ist: im November 1918.) „An den
Rhein, Dülkingen, den Kampf in der Rheinlinie aufnehmen! Jeder Tag furchtbarsten
Widerstandes hätte den Feind ernüchert, hätte uns bessere Friedensbedingungen ge-
bracht. Nur jammernde Feigheit schlägt man ins Maul, daß sie kuscht. Keinen Mann,
der Blut gegen Blut setzt.“ „Recht, Volker, recht. Und wenn die Rheinlinie nicht
zu halten war —?“ „Hinter der Weser! Hinter der Elbe! Zäh, zäh; Schritt für
Schritt.“ Telegramm des Freiherrn von Lersner, Vertreter des Auswärtigen Amts
im Großen Hauptquartier, vom 1. Oktober 1918, nachmittags 1 Uhr: „General Luden-
dorff bat soeben Freiherr von Grünau und mich in Gegenwart von Oberst Heye, Eurer
Exzellenz seine dringende Bitte zu übermitteln, daß unser Friedensangebot sofort
hinausgehe. Heute halte die Truppe; was morgen geschehen könne, sei nicht voraus-
zusehen.“ Telegramm des Wirklichen Legationsrats von Grünau am selben Tage um
2 Uhr: „General Ludendorff sagte mir eben, in Gegenwart von Oberst Heye und
Lersner, Eurer Exzellenz seine dringende Bitte zu übermitteln, das Friedensangebot

sobald hinausgehen zu lassen und damit nicht erst bis zur Bildung der neuen Regierung zu warten, die sich verzögern könne. Heute hielte die Truppe noch, und wir seien noch in einer würdigen Lage, es könne aber jeden Augenblick ein Durchbruch erfolgen, und dann käme unser Angebot im allerungünstigsten Moment. Er käme sich vor wie ein Hasardspieler, und es könne jederzeit irgendwo eine Division versagen. Ich habe den Eindruck, daß man hier völlig die Nerven verloren hat, und möchte glauben, daß wir schlimmstenfalls nach außen hin den Schritt mit der Haltung Bulgariens begründen können. Grünau.“ Wie nennt man das, was Herr Herzog daraus macht? Das nennt man dichterische Freiheit. Man wird mich gewiß keiner zärtlichen Liebe für diese Republik zeihen — aber was da an dummem Zeug aufgereiht steht, das geht auf keine Herzogshaut. Was nicht hindert, daß einer der Heldenraisonneure die Torheiten, die Unfähigkeit, die Fehler der Vorkriegszeit offen zugibt: „Und geschlafen hat nun einmal die ganze liebe Vogelschar in Berlin, alle die Jahrzehnte, unsre ganze Entwicklungsgeschichte hindurch, die wir im Auslande durchlebten, durchkämpften, durchschufteten, ohne einen Zuruf, als wir in Leibes- und Seelenqual das Vaterland brauchten. Bis es — uns brauchte.“ Das ist richtig: für





Weisse Schmach in Afrika

preisen in den Unterstand. Herr Volker trug den Pour le Mérite. Auf der gleichen Höhe stehen die Ausführungen über den polnischen Aufstand in

die Deutschen im Ausland hat das Kaiserreich nie etwas übrig gehabt. Aber wer hat denn geschlafen? Doch die Leser des Herrn Herzog. Wer saß denn in allen, aber auch allen maßgebenden Stellen? Seine Bonner Borussen, seine Gutsbesitzersöhne, seine Offiziere, seine Edelmenschen, die mit der knappen Handbewegung die Mitgift einer reichen Heirat einkassierten. Nein, sie haben den Krieg nicht gewollt. Was hätten denn die auch gewollt, was über Hinterpommern oder das Weserland hinausgegangen wäre! Ich bitte gehorsamt: Stiesel. Die den Herrn Herzog lesenden bürgerlichen Aristokraten schauern vor Wonne (die Frauen besonders), wenn der Leihbibliotheksdichter ihnen attestiert, daß man Gott sei Dank etwas Besseres sei. „Halten Sie gute Nachbarschaft mit den Pfahlbürgern?“ beharrte Volker. „Mein Gott, man geht ja auch Sonntags mal in den Zoologischen Garten, wenn einer in der Nähe ist.“ Der Inhalt des Zoologischen Gartens hat bei Verdun sein dreckiges Blut vergossen; er trug sein Fell zu Weltmarkt-

Oberschlesien. Was da für ein objektiv falscher Kram steht, wie „Berlin“ angegriffen wird . . . ! Selbst dem Stammtischhorizont dieser Leser muß doch bekannt sein, wer die Freikorps, deren Taten hier so glorifiziert werden, bezahlt hat. Einmal steht die Wahrheit: „Die Männer, die mit Volkern zum engern Stabe zählten“ (die herzöglichen Helden zählen immer zum engern Stabe — vom Leben und Sterben des gemeines Mannes liest man weniger), „hatten Augen, Ohren und Hände allenthalben . . . Und sie hatten ihre Hände in den Schützengilden der bayerischen Berge und in den Hochschulen der deutschen Gaue.“ Das kann man wohl sagen. Und es soll sogar vorgekommen sein, daß sie diese Hände rot bis an das Gelenk wieder herausgezogen haben . . . Das Nähere siehe unter Gustav Landauer.

Sehr feine Herren sinds nicht, die feinen Herren. Aber offenbar lebt man in diesen Kreisen so, denn sonst würden diese Bücher ja nicht so begehrt und gelesen werden. Ein Land ist in Not, in tiefster Not. „Ich sagte Ihnen doch, ich habe mein Geld in vollwertigen Dollars. Und wenn die Mark auf den Nullpunkt sinkt, kauf ich mir für einen Dollar einen Ochsen.“ Aber einen unbeschnittenen. Und einmal, als der Oberheld dem Unterhelden einen Freundschaftsdienst erweist: „Meinen Kameraden hätte ich herausgehauen, dachte er, als er zufrieden mit dem Tagewerk dem Dülkinger Hof zuschritt. Da mich selber der Dollar keinen Cent mehr kostet, als ich ihn hergegeben habe, so ist das Geschäft ein erträgliches, und der Verlust besteht nur in der Einbildung.“ Dieses Deutschtum ist ein unerträgliches, und sein Wert besteht nur in der Einbildung.

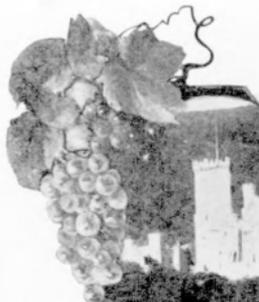
Im übrigen habe ich für mein Geld alles bekommen, was ich verlangen konnte: Liebe und Mondschein, Dielenbesitzer, die „von rhein-auf und rhein-ab“ zum Begräbnis eines „Stimmungssängers“ kommen — sogar ein Notzuchtsverbrechen mit garantiert schwarzer Schmach und ha! dem kräftig zupackenden Faustgriff des blonden Retters . . . es ist alles da. Fremde Soldaten starren immer „fredh“ herüber; reisende Nord-



deutsche werden auf einem bayrischen Bahnhof geohrfeigt; „die Lautheit französischer Gebärde, französischen Redeflusses auf allen Wegen“. Man muß einmal hören, wie ein alter französischer Offizier, etwa Gaston Moch, über Deutschland spricht, um die Häßlichkeit dieser falschen Beobachtung zu ermessen. Und ein guter Beobachter Frankreichs, nämlich Arthur Eloesser, erzählte mir einmal, wie er sich in Paris in den Gesellschaften anfangs so fremd gefühlt habe; ihm fehlte etwas. Er kam dahinter, daß es unsre ziemlich lauten und lebhaften Gespräche waren — die französische Geselligkeit ist leiser. Aber es sind feine Herren. Und schlau! Als der Handelsmann, der Viehjuden, mit dem „Herrn“ die Ställe passiert, sagt er: „Was haben Sie für schöne Ochsen! Was haben der Herr Baron nur für schöne Ochsen!“ Dülkingen hatte falsch gehört. „Ja, ja. Es ist Bier aus der Dortmunder Brauerei.“ Und dann gingen sie zu den andern . . .“ Da schmunzelt aber die Leserschaft! So ein ausgeruhter Kopf! Hört einfach nicht! Und mit dieser gutsherrlichen „Schlauheit“ haben sie denn auch nachher die Welt regiert . . . Fein sind sie, aber auch burschikos dabei. Dülkingen — möchten Sie Dülkingen heißen? — bemängelt an seiner Wirtschaftlerin, daß sie immer die Hände unter den Busen legt. Aber wie nennt er diesen Busen, der Schelm! „Das da“ und „den Pudding“ — zum Schießen! Und sie sind auch historisch — nur vom alten Kaiser wollen sie etwas wissen. „Mit dem Enkel verbindet mich nur ehrliche Teilnahme.“ Da hast es. Und Lyrik? Lyrik auch. Preußische, natürlich. In einem Satz die ganze preußische Lyrik. „Sehnsüchtig rufend klangen die geschulten Männerstimmen durch den Raum.“ Hör ich doch den Klang noch dieser Männerstimmen! „Aufstehen!“ Und schließlich eine Perle, und da zeigt sich der Lebensinhalt einer ganzen Schicht, die diesen Krempel liest, in vollem Lichte: „Vornehmheit —? wiederholte Volker. „Kann Vornehmheit lässig sein? Lässig ist haltlos . . .“

Kann Vornehmheit lässig sein —? Gewiß, Vornehmheit ist lässig und locker — der straffe und knappe Charakter dieser Menschen aber gleicht dem zu engen, hohen und steifen Kragen des Unteroffiziers, der Sonntags ausgeht. Er braucht den Kragen. Es ist sein sittlicher Halt. Öffnet er ihn . . . aber das ist eine landwirtschaftliche Frage. Millionen und Millionen lesen das. Stramme Helden hauen ein, daß es nur so knackt und knallt, unzählige Liebespaare wandeln in diesen Büchern bei Kapitelschluß über die mondbeglänzten Felder, jeder hebt die Nase und sieht gestrafft über das bunte Gewühl da unter sich. Und wer liest das —?

Es ist der Gehaltsempfänger, der den Burggrafen spielt, der Bibliotheksrat aus der Gehaltsstufe IV mit herunterklappbarem Visier, der Vorsitzende eines Polizeihundzüchtervereins als August der Starke. Es liest sich so wohlig, so glatt, man fühlt sich, es ist der Märchenwald unsrer Zeit. Eine ganze, breite Schicht ergötzt sich an diesen Leckerbissen. Das Verzeichnis hinten im Buch gibt eine Gesamtauflage von 2 485 000 Exemplaren an — das bedeutet, milde gerechnet, zehn Millionen Leser, denn



× Rudolf Herzog ×× Arnolt Bronnen

jener ist der Herzog der Leihbibliotheken. So wollen diese zehn Millionen die Welt. Und da ist noch eine Kleinigkeit.

Wo war der Barde im Krieg? Diese Frage, an einen Pazifisten gerichtet, ist sinnlos; man kann ihm höchstens vorwerfen, nicht seine Dienstpflicht verweigert zu haben. Wo war Herr Herzog? Er hat sicherlich sämtliche Ausreden parat. Walter Bloem hatte sie nicht, und obgleich dessen Romane auch nicht grade sehr heiter sind, würde ich niemals etwas gegen den Mann sagen: der hat seine Vaterlandstreue mit seinem Blut besiegelt, er hat an die Sache geglaubt, und wenn er von seinen Verwundungen genesen war, ist er immer wieder hinausgegangen. Herr Höcker saß in Lille und verdiente Geld. Herr Herzog schrieb Romane. Gott segne seine Stammrolle.

Aus seinen Büchern aber sieht uns ein entsetzliches Gesicht an — mit starr nach oben gebüstem Schnurrbärtchen, knappem Haar, kühler Hornbrille, kurzem Scheitel. Das Gesicht hebt sich von einem weißen Kachelhintergrund ab: es ist die Herrentoilette eines Gasthauses am Rhein, fliesenbelegt, mit bunten Kirchenfenstern, auf denen der deutsche Rhein und das deutsche Mädel irgend etwas Deutsches machen, sauber, korrekt, straff. Herrn Herzog habe ich schon vergessen. Aber seine Leser, seine Millionen Leser, Kaufleute, Beamte, Studenten, Geometer, Priester, Ärzte, Familienväter und ihre Frauen — sie haben sich und ihrer Zeit in den Werken des allverehrten Dichters ein würdiges Denkmal gesetzt.





Bockbierfest

*Mir san die bayrischen
Madeln — juhu!
Mir tun animieren
und trinken euch zu!
Duliöh!*

*Mir san die bayrischen
Buam — juhu!
An Durscht ham mir immer
und Prozente dazu . . .
Duliöh!*

*Mir san die Bayern —
mir saufn an Schluck!
Fürs G'schäft san uns die Preißen
die sackrischen,
sackrischen
allweil gut g'gnug —!
Duliöh —!
Lalalahüütü —!*

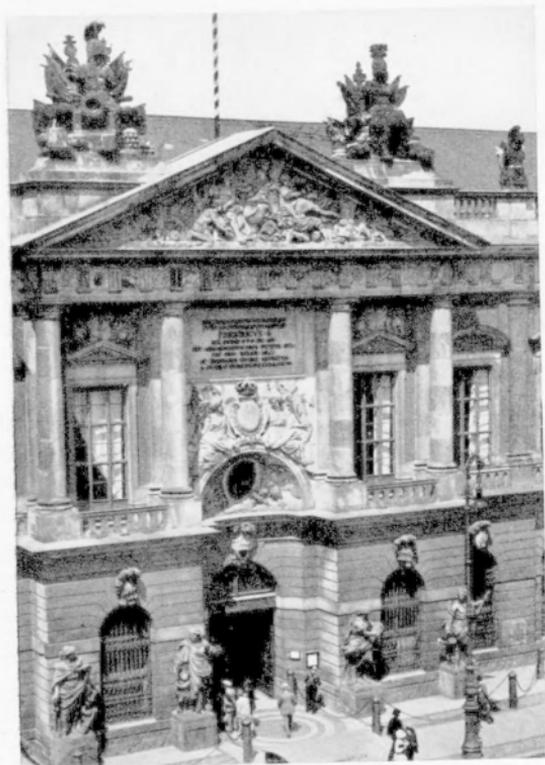
Gefrorenes Blut

Dieser bombastische Trompetenstoß . . . das ist die Fassade des Zeughauses in Berlin. Innen sieht es noch viel übler aus als außen.

Da haben sie ihre „Kriegstrophäen“ aufbewahrt: alte Generalsmäntel und Kanonen

und Bleisoldaten und, richtig, Tuchfetzen, hinter denen arme Hunde in den Tod marschierten, bezahlt oder für einen Ehrensold, also gratis: . . . Fahnen . . .

Und nicht an einer Stelle dieses Reklamebaues für den Krieg ein Wort des Bedauerns, der Mißbilligung, der Menschlichkeit — das ganze ist eine einzige Propaganda für die Untertanenseligkeit des Gehorsams. „Wenn der Staat, der sich nicht viel um dich kümmerst, so es dir schlecht geht, dein Leben verlangt, dann hast du es ihm zu geben.“ Blasen werden wir ihm was. Und es mag ja für einen Stolper Unteroffizier ein erheblicher Trost sein, daß, wenn er sich in den Stacheldrähten ausgeblutet hat, sein Name auf irgendeine Tafel gemeißelt wird; ein Trost, daß — wenigstens früher — so schön malerisch gestorben wurde . . . aber für uns ist das



kein Trost. Wir überlegen: wofür wird da gestorben? Für gar nichts. Für die Interessen der andern.

Jedoch die Republik, die es mit der Tradition hat (nur nicht mit ihrer eigenen), hat diesen Steinbaukasten brav stehen lassen und nichts daran geändert. Denn dem Volk

muß die glorreiche Vergangenheit erhalten bleiben. Und dieser beschämende Bau wird denn auch den fremden Besuchern zuerst gezeigt — wenn der englische Angestellte Fuad aus Ägypten nach Berlin kommt: das zeigen sie ihm. Das versteht jeder König sofort. Es ist gewissermaßen die Reklameabteilung des befreundeten Warenhauses . . . Und das bleibt alles so. Das sind „wohlerworbene Rechte“; das rührt sich nicht — ewig scheint es wie die Dummheit der Menschen, die sich nicht entschließen können, das verbrecherische Abtreibe-Verbot abzuschaffen, weil die Kirche und die eingepöbelten Vorstellungen von der „Würde des Familienlebens“ es so wollen . . . Wie aber nachher die geretteten Leibesfrüchte krepieren, das ist wieder eine andere Sache. Solange die Leute glauben, daß dieser Panoptikumkram, der in solchen Zeughäusern ausgestellt ist, mit dem wahren Wert der Völker etwas zu schaffen habe, während er doch nur an ihre niedrigsten Zeiten erinnert — solange wird kein Friede auf der Welt sein. Jeder Krieg hat wirtschaftliche Ursachen — aber er hat auch einige, die nur aus biologischen Grundlagen zu erklären sind. Eine davon ist tierische Anbetung der Gewalt, allemal dann, wenn sie bunt kostümiert ist. Dann regen sich nicht nur die Frauen auf — obgleich doch, wie Ludwig Thoma einmal erklärt hat, der Soldat während der fraglichen Betätigung die bunte Uniform gar nicht am Leibe hat . . . Blutrausch und Erinnerung an vergossenes Blut versetzen auch die Männer in absonderliche Stimmungen, die sie lieber in andern öffentlichen Häusern abregieren sollten als in so einem Zeughaus.

Wenn du an diesem Haus vorüber gehst —: vergiß nicht, daß durch die bunten Stoffe, durch die Uniformen und die Wappen Hunderttausende von gemarterten Menschenleibern zum Himmel schrein. Und zur Erde: an dein Ohr, Mitfühlender. An dein Ohr.



Eine leere Zelle

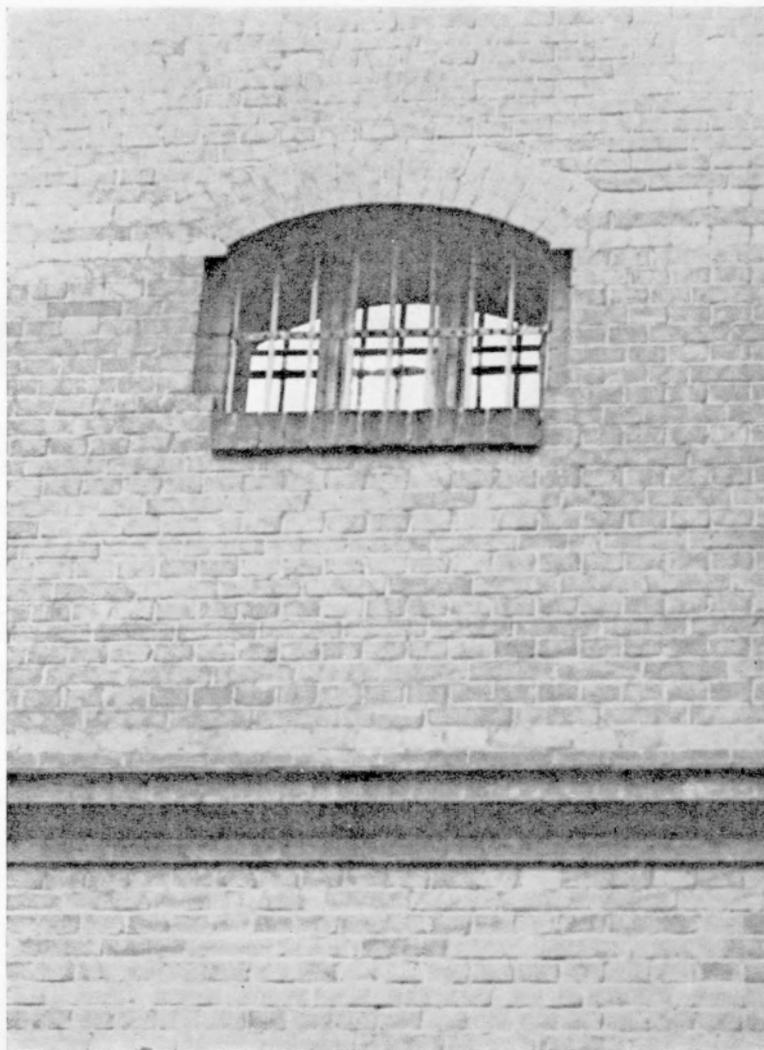
Sobald sie ihn herausgeholt haben, ist das erste, was der Wärter tut: er öffnet das Fenster. In Gefängniszellen mufft es immer — aber die Luft in dieser Zelle ist besonders übel. Sauer ist die Luft, Schweiß der Todesangst haftet an den Wänden, und die letzten Gebete, Wünsche, vagen Bilder entfliehen durch das kleine vergitterte Fenster, während draußen die Armsünderglocke bimmelt. Die Tür bleibt offen — man kann vom Gang aus hineinschauen.

Es ist nicht viel im Raum: der Stuhl, das Bett, noch mit dem Abdruck eines Körpers, der nicht mehr zurückkehren wird; der Tisch, an dem er einen letzten Brief hat schreiben dürfen; die Wasserkanne, aus der er — wozu noch? — getrunken hat; der Kübel, in den sich die letzte Angst entleerte. Nun ist er nicht mehr da.

Alles steht still im Raum — Fenster und Tür sind offen, aber es wird nicht besser, zäh klebt es an den Wänden, geronnen steht die Luft. Es wird einem so eng, wenn man hier drinnen ist. Er hat noch Mensch gespielt, der da — hat geatmet, als ob das noch zu etwas nütze gewesen wäre, er hat geweint, hat sich ganz in sich selbst zusammengesogen, in dieser Minute hätte er kein Kind zeugen können, denn alle Drüsen waren in äußerster Alarmbereitschaft, zur Abwehr gekrampft, wie mit Alaun injiziert. Bitter rann die Todesangst aus den Poren.

Ja, er hat das verdient, wie —? Er hat mein Kind zerfetzt, es war so ein süßes, blondes Kind, es sah genau aus wie sie, hatte ihre runde Nase, wir hatten uns so darauf gefreut, einen Jungen zu haben, und nun war es ein Junge geworden, und das Schwein ist darüber hergefallen . . . im Stadtpark, wo sich der Kleine in den Gebüschen verlaufen hatte. Ich mag gar nicht sagen, was er mit dem Kind — Hund! Du Hund verfluchter! Recht ist dir geschehen, recht . . . man müßte dir den — Jus ist dir geschehn. Ist mein Kind lebendig —? Sind die Schmerzen der Mutter verweht? Sie wird ein andres Kind gebären — aber nicht dieses. Vielleicht einen Knaben — aber nicht diesen. Wenn sie sich über die neue Wiege beugt, wird sie weinen. Was ist denn geschehen?

Sie haben mich nicht einmal gerächt. Meinen niedrigsten Instinkt zu befriedigen und sinnlos zu befriedigen . . . mir vielleicht noch einen Parkettplatz anzubieten, wenn der seinen Kopf in den Sack spuckt — was soll das? Ich mag es gar nicht sehen. Es ist etwas Unwiderruffliches durch ihn geschehen; ein Teil meiner selbst ist dahin — und nichts ist dadurch erreicht, als daß einer neuer Mord vollbracht wurde, mit allen Schrecken des ersten. Sichern? Ja. Uns Eltern sichern, daß nicht wieder ein kleiner Junge so gefunden wird wie . . . Du Hund! Nein: Du Stückwerk Gottes. Nun ist die Zelle leer, der Todesschweiß ist kaum noch zu spüren, die Kanne ist geleert, an die er seine Lippen gehalten hat, das Bett ist gemacht, der Kübel gesäubert. Die Zelle wartet. Auf den nächsten.





Die Feuerwehr

Auf der Insel Truchany gegenüber Kiew befindet sich die Reparaturwerkstatt des Dampfschiffahrtsunternehmens auf dem Dnjepr. Die freiwillige Feuerwehr der Werkstatt hatte seit Jahren nichts zu tun. Aus Besorgnis vor dem Schicksal der freiwilligen Rettungsgesellschaft zündeten sechs Feuerwehrmänner im vorigen Jahre ein Gebäude der Werkstatt an. Das Feuer wurde durch die freiwillige Feuerwehr gelöscht. Nachdem ein halbes Jahr wieder nichts geschah, zündeten dieselben sechs Mitglieder der Feuerwehr ein neues Gebäude an. Es wurden ein Mitglied der Feuerwehr, Korolski, und der Gehilfe des Brandmeisters, Dezenke, die unmittelbaren Anstifter des Verbrechens, zum Tode verurteilt, drei weitere Angeklagte zu je zehn Jahren Freiheitsstrafe, ein anderer zu acht Jahren Freiheitsstrafe.

Wiederaufnahme

Dem Präsidenten des Reichsgerichts,
Herrn Ehrendoktor Bumke, dargewidmet

Erster Verhandlungstag

Der Vorsitzende: Na und — —?

Die Zeugin: Und — da ist er eben . . .

Der Vorsitzende: Was?

Die Zeugin (schweigt).

Der Vorsitzende: Aber sprechen Sie doch . . . es tut Ihnen hier niemand etwas! Außerdem stehen Sie unter Ihrem Eid!

Die Zeugin (ganz leise): Da ist er eben die Nacht bei mir geblieben . . .!

Ein Geschworener: Das war also die Mordnacht? Die Nacht vom 16. auf den 17. November?

Die Zeugin: Ja . . .

Der Vorsitzende: Ja, um Gotteswillen! Hat Sie das denn niemand in der damaligen Verhandlung gefragt?

Die Zeugin: Der Herr Rat war so streng mit mir . . . und es ging auch alles so schnell —

Der Vorsitzende: Und da lassen Sie einen unschuldigen . . . da lassen Sie also einen Mann zum Tode verurteilen und dann später lebenslänglich ins Zuchthaus gehen, ohne zu sagen — also das verstehe ich nicht!

Die Zeugin (schluchzend): Meine Eltern sind sehr fromm . . . die Schande — —

Zweiter Verhandlungstag

Der Zeuge: Das habe ich auch alles ausgesagt. Aber der Herr Untersuchungsrichter wollte davon nichts hören.

Der Vorsitzende: Herr Landrichter Doktor Pechat?

Der Zeuge: Ja. Ich habe ihn immer wieder darauf hingewiesen, daß der Schrei in der Nacht gar nicht deutlich zu hören war — es regnete sehr stark, und das Haus war auch weit entfernt . . .

Der Vorsitzende: In Ihrer Aussage . . . also hier im Protokoll kann ich davon nichts finden.

Der Zeuge: Der Herr Untersuchungsrichter hat gesagt: wenn ich nicht unterschreibe, dann behält er mich gleich da.

Der Staatsanwalt: Das ist doch wohl nicht möglich! Herr Landrichter Pechat — bitte?

Der Landrichter: Ich kann mich nicht mehr besinnen.

Dritter Verhandlungstag

Der Sachverständige: Das erste, was jeder Fachmann sofort zu tun hatte, war: den zweiten Revolver zu untersuchen. Das ist damals nicht geschehen.

Der Staatsanwalt: Warum haben Sie denn das in der Verhandlung nicht angegeben?

Der Sachverständige: Herr Staatsanwalt! Ich bin jetzt dreiundzwanzig Jahre Sachverständiger . . . aber so was wie diese Verhandlung damals . . . ich durfte überhaupt nichts sagen. Der Staatsanwalt, Herr Staatsanwalt Pochhammer, und der Herr Vorsitzende, Herr Landgerichtsdirektor Brausewetter, haben immer wieder gesagt, das seien meine persönlichen Ansichten, und auf die käme es nicht . . .

Der Vorsitzende: Ist es Ihrer Meinung nach möglich, mit dem ersten Revolver auf die Entfernung, die das damalige Urteil annimmt, zu zielen oder gar zu treffen?

Der Sachverständige: Nein. Das ist ganz unmöglich.

Vierter Verhandlungstag

Der Staatsanwalt: . . . wenn auch nicht mit absoluter Gewißheit, so doch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß der Angeklagte nicht der Täter gewesen ist. Ich sage nicht: nicht gewesen sein kann. Denn wenn auch sein Alibi durch die Zeugin, Fräulein Koschitzki, nunmehr bewiesen ist; wenn auch die Zeugenaussagen, wonach man einen Schrei gehört habe, erschüttert worden sind; wenn auch, fahre ich fort, die versäumte Untersuchung des Armeerevolvers ein fehlendes Glied in der Beweiskette ist, so bleibt doch immer noch die Frage: Wo ist August Jenuschkat geblieben? Der Leichnam des Ermordeten ist niemals aufgefunden worden. Daher können wir auch nicht sagen, daß etwa in der ersten Verhandlung schuldhaft irgendein Umstand außer acht gelassen worden sei. Das wäre eine ungerechtfertigte Übertreibung. Die Umstände, wie ich sie Ihnen hier . . .

(Rumor)

Der Vorsitzende: Ich bitte doch aber um Ruhe! Justizwachtmeister, schließen Sie die —

Der Justizwachtmeister: Wollen Sie hier raus . . . Wollen Sie hier wohl . . .

Eine Stimme: Äi, Franz, was machst du denn auf der Anklagebank —?

Der Angeklagte (reißt die Augen auf und fällt in Ohnmacht)

Der Justizwachtmeister: Wistu . . . Wistu . . .

Der Vorsitzende: Ruhe! Was ist das? Was wollen Sie hier? Wer sind Sie?

Ein fremder Mann: I, ich bin der Jenuschkat!

Der Vorsitzende: Wenn Sie hier Ansprüche wegen Ihres ermordeten Angehörigen stellen wollen . . .

Der fremde Mann: Äi näi! Ich bin der August Jenuschkat!

Der Vorsitzende: Ruhe! Sie sind August Jenuschkat? Gibt es zwei Augusts in Ihrer Familie?

Der fremde Mann: Näin. Ich hab jeheert, se haben mir ermordet; aber ich jlaub, es is nicht wahr!

Der Vorsigende: Treten Sie mal vor! Haben Sie Papiere, mit denen Sie sich ausweisen können? Ja . . . Da sind Sie also der . . . da sind Sie also —

Der fremde Mann: Jaa . . . Wie ich an dem Morjen bin nach Hause gekomm, da standen da all die Schendarm. Und da bin ich jläich wechjemacht, weil ich jedacht hab, se wolln mir holen. Ich hatt da noch 'n Stückchen mits Finanzamt . . . Und da bin ich riber mit die Pferde — ins Litauische. Und da hab ich mich denn in eine Försters-tochter verliebt und hab se all jehäirat. Un jeschrieben hat mir käiner, weil se meine Adreß nich jehabt habn. Und wie ich nu heite morjn rieber komm ausn Litauschen, mit die Pferde, da heer ich diß hier. Nee, saren Se mal —!

Der Vorsigende: Die Verhandlung wird vertagt.

Personalnachrichten

Befördert wurden:

Herr Landrichter Doktor Pechat zum Landgerichtsdirektor;

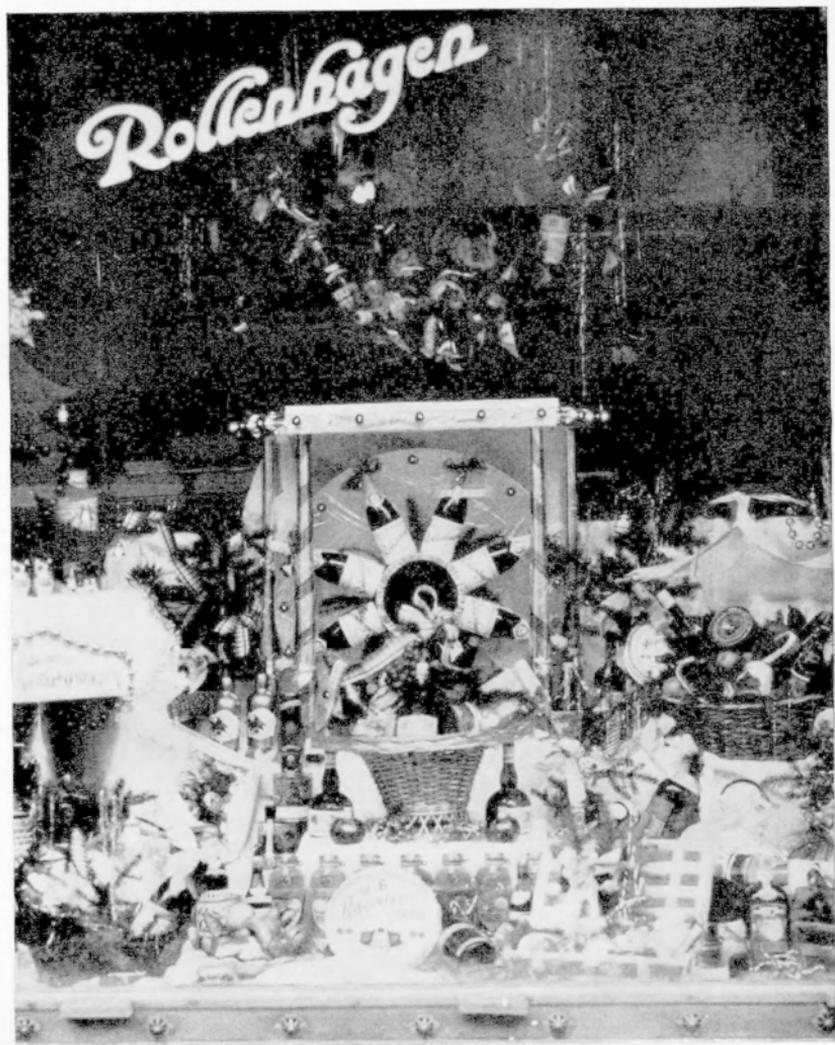
Herr Staatsanwalt Doktor Pochhammer zum Ersten Staatsanwalt;

Herr Landgerichtsdirektor Brausewetter zum Senatspräsidenten in Königsberg.



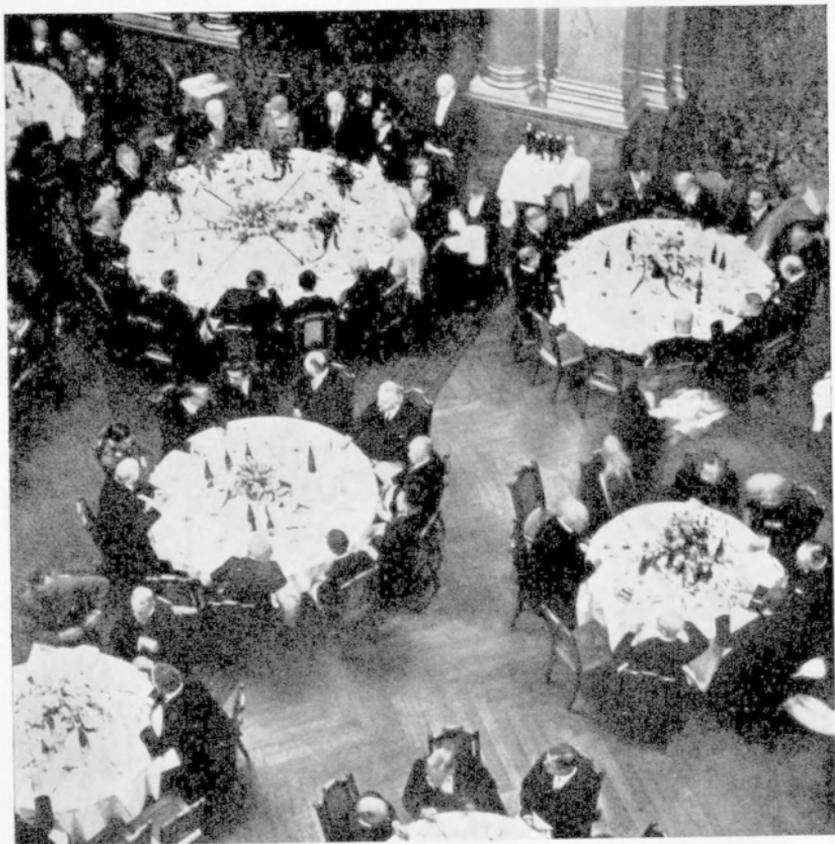
Herr Wendriner kauft ein

„ . . . 'n Abend . . . 'ne schöne Fülle hier . . . Na, wollen mal sehen . . . Drängeln Sie doch nich so . . . Nein, ich dränge gar nicht! . . . Ochse! . . . Unglaublich. Wir kommen ja gleich ran, wir waren zuerst hier. Warten Sie auch noch 'n bißchen? 'ne Goldgrube, diß Geschäft, was meinen Sie! Die verdienen hier, was se wolln. Ja — nun habe ich den Leuten geschrieben, wenn sie die Hypothek per 15. übernehmen, dann werde ich die Sache machen. Die Leute sind gut — aber bei der jetzigen Stagnation, kein Mensch hat Geld . . . Wem sagen Sie das! Ich hab den Leuten erklärt: Entweder ihr entschließt euch gleich, oder ich gehe raus — Frollein! Frollein, ja wir waren zuerst da. Padong! . . . Also zuerst mal von den Sardellen hier — sind se auch frisch? Na gut, ein halbes. Entweder ihr entschließt euch gleich, oder die Provision geht zu euern Lasten — nicht so kleine, Frollein, ja, mehr von unten! Und dann ein halbes Pfund Gemüsesalat . . . Wissen Se, in der Woche eß ich immer mit meiner Frau zu Hause, es ist billiger, und man weiß doch, was man hat. Ich hab heut abend noch 'ne Konferenz, und vorher will ich noch essen. Gefüllte Tomaten — nee. Aber 'n bißchen Aufschnitt können Sie mir geben. Haben Sie die gesehen? Erinnert ein bißchen an die Klara von Frig. Die Frau ist schon fabelhaft. Wissen Se, wenn ich noch so wär wie früher — aber man hat ja so viel zu tun . . . Nu sehen Sie sich das Stück da hinten an! Eine dolle Angelegenheit! Schweinebraten, Frollein, aber nicht so fett. Ja, Schüh auch. Nein, die Sache ist noch nicht abgeschlossen — wissen Sie, steuertechnisch ist das nicht ganz einfach — aber wir haben da einen sehr tüchtigen Syndikus . . . Jäck macht noch Schwierigkeiten — immer gibt er Konterorders. Ein Fläschchen englische Sauce, Frollein, aber recht scharf! Gott, ich hab ihn genommen, weil ich mir gesagt habe: Er hält mir wenigstens die Angestellten zusammen. Sie, Sie kennen doch auch den Lachmann? Kommt doch der Junge heute morgen zu Jack und will Gehaltszulage haben! Wie finden Sie das? Von den Kallwill-Äpfeln, Frollein! Ich hab mir aber den Jungen vorgenommen! Jetz, in dieser Zeit — was denkt sich so ein Bengel eigentlich . . . ? Waren Sie schon in den neuen Revuen? Da soll sich ja was tun! Wir gehn Sonnabend. Ich will mal sehen, ob ich nicht durch Lachmann ermäßigte Billets kriegen kann. Haben Sie gelesen, heute im Achtuhrabendblatt, mit den Gespenstern? Okkultismus — ich weiß nich . . . Na? Wer singt da auf der Straße? Kommunisten? Ich denke, das ist vorbei? Ach so, bloß Wandervögel! Sie — heute hab ich die Reichswehr vorbeizehn sehn, die sind da an unserm Geschäft langgekommen — ich sage Ihnen: fabelhaft! Wie früher! Sehr gut. Na, der Hindenburg macht seine Sache schon ausgezeichnet, das muß man ihm lassen. Prozeß in Leipzig? . . . Ich weiß nicht — nu geben Sie schon den Zettel her! . . . Ich lese keine Politik. Nee, wissen Se, grundsätzlich nicht. Man hat ja nichts wie Ärger davon. Vierundzwanzig achtzig, wieso? Ach so — ja. Kommen Se, da kommt die Neun!



Ich weiß nicht, ich hab wieder meine Leberbeschwerden beim Gehen — ich muß doch mal zum Spezialisten. Nein, wir haben einen sehr guten, einen Vetter von meiner Frau. Eine erste Kapazität. Er nimmt fünfzig Mark für eine Konsultation. Na — mir macht ers natürlich billiger. Wissen Sie, hier oben fangen die Schmerzen an und da unten hören sie auf. Nachts gar nicht — bloß am Tage. Dabei leb ich schon Diät. Was haben Sie? Neuralgie? Sollten Se mal ein heißes Bad nehm. Grüßen Sie Ihre Frau! Atchö.

Auch 'n Mensch. Wissen möcht ich: wovon lebt der eigentlich —?





Noch ist es Spaß

Eines Tages wird es Ernst sein. Und dann wird dieses Rüsselgesicht alltäglich sein, und niemand wird mehr darüber lachen, und viele werden weinen. Aber das kann man nicht verhindern, nicht wahr — das Hütehaus macht Strohhutttage, der kanadische Obstfarmer propagiert seine Pfirsiche, und die Rüstungsindustrie braucht den Krieg.



Wie dumm die waren —!

In solch goldenen Kutschen sind sie nun gefahren; wie im Märchen. Jeder hat gleich sehen können, wer da König im Lande gewesen ist — jeder hat es sehen sollen. Heute ist das ganz anders.

Der Mächtigste sitzt im Fond seines großen Wagens, und niemand sieht ihn. Der Wagen ist besonders elegant, eine gute Marke; auf der dunklen Tür steht ein paar kleine Buchstaben, das ist alles. Der drin sitzt, kontrolliert vielleicht den Petroleumbedarf der halben Welt, aber eine goldene Kutsche hat er nicht. Der drin sitzt, kann Krieg machen und, wenn es das Geschäft so mit sich bringt, Frieden — aber Straußenfedern hat er sich nicht auf den Wagen gesteckt. Er besitzt dein halbes Land, und du siehst es nicht; du weißt es gar nicht. Wahre Macht ist anonym. Wenn sie draußen Steine werfen und irgendwelchen kleinen Übeltäter an die Laterne haben wollen, dann lächelt der drin im Wagen. Er weiß es besser. Ihn kennen nur wenige. Wenn er sehr klug ist, kennen die Zeitungen nicht einmal seinen Namen.

Daher man es denn früher mit den Revolutionen einfacher hatte: die Symbole waren so schön bequem. Ein Kaiserschloß; die Bastille; goldene Kutschen — bitte nur zuzugeifen. Heute ...?

Wenn irgendwo in Europa

kräftige junge Leute auf Pferden über einen Fluß schwimmen, so kann man hundert gegen eins wetten, daß das nicht ein sportliches Vergnügen, nicht Freude am Tier, nicht Liebe zur Natur ist — dergleichen dient stets und allemal den „Zwecken der Landesverteidigung“. Dies zum Beispiel ist die Reichswehr, die bei Magdeburg über die Elbe geht.

Hunderttausende wünschten sich so guten Sport — dafür ist kein Geld da. Dafür ist kein Fluß da. Keine Pferde. Keine Zeit. Geld, Pferde, Flüsse und freie Stunden gehören dem Staat, der sie dazu benutzt, um gegen andere Staaten Front zu machen, die dasselbe tun. Es verdienen daran:

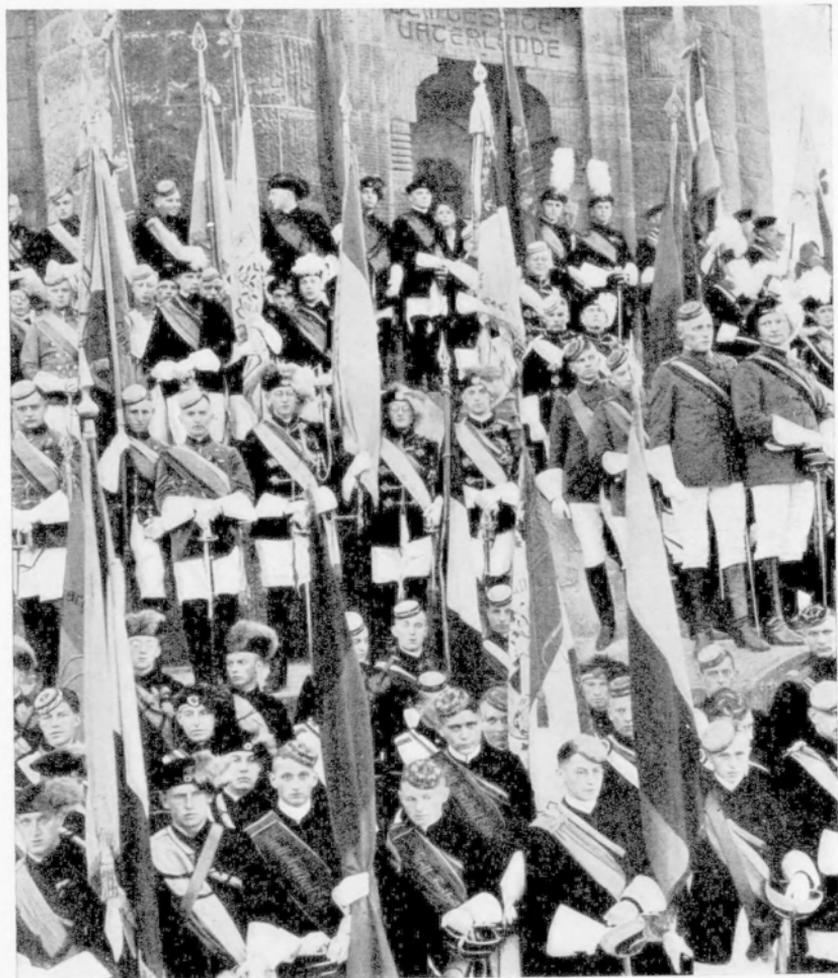
die Stahlindustrie;
die Rüstungsindustrie;
die Kohlenindustrie;
die Banken.

Der Steuerzahler verliert dabei:

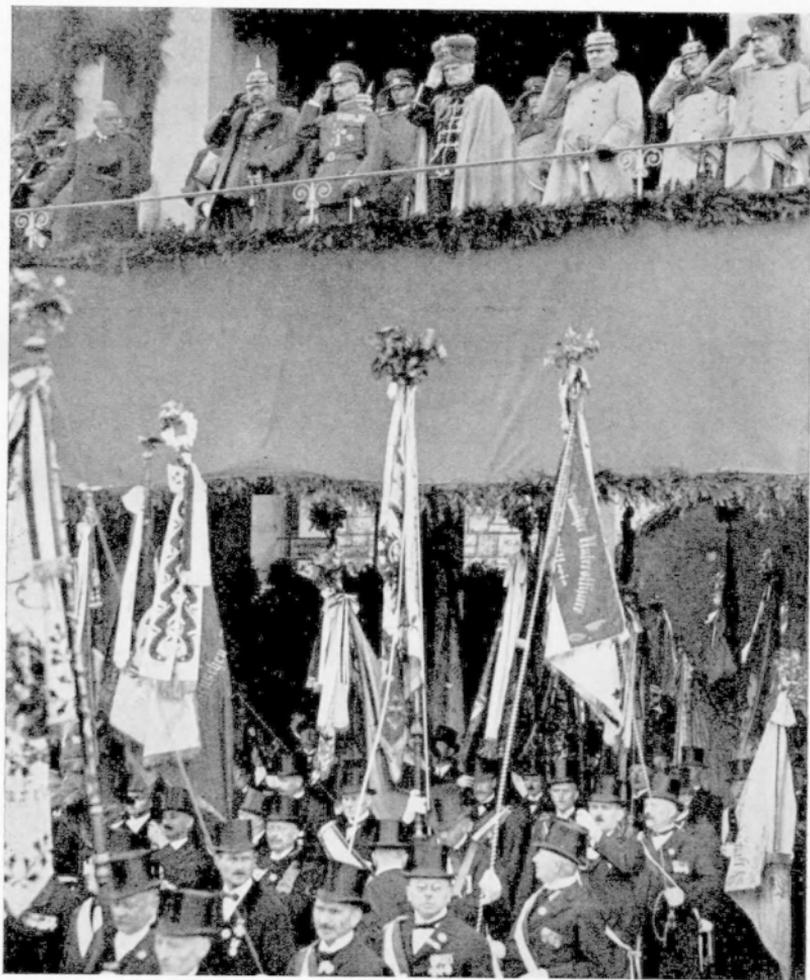
Geld,
Gesundheit,
Lebensglück.

Der Strom, der die kleinen Steuerzahler vom Staat trennt, ist breit — hundertmal breiter als die Elbe.





Deutschland, Deutschland



über alles

Aus einem unerfindlichen Grunde



müssen Postkästen häßlich sein. Warum eigentlich —?

Diese da sind noch nicht einmal gar so grauslich, wie es etwa ihre Vorgänger gewesen sind, diese von Ornamentitis befallenen Gewächse. Aber schön sind die da oben auch nicht — das dumme Dach, die holprige Fraktur, ausgedacht von irgendeinem deutschen Oberpostrat; die vollendete Unfähigkeit, ein glattes Ding dadurch schön zu machen, daß man die Dimensionen recht in Beziehung setzt . . . warum ist das alles so —?

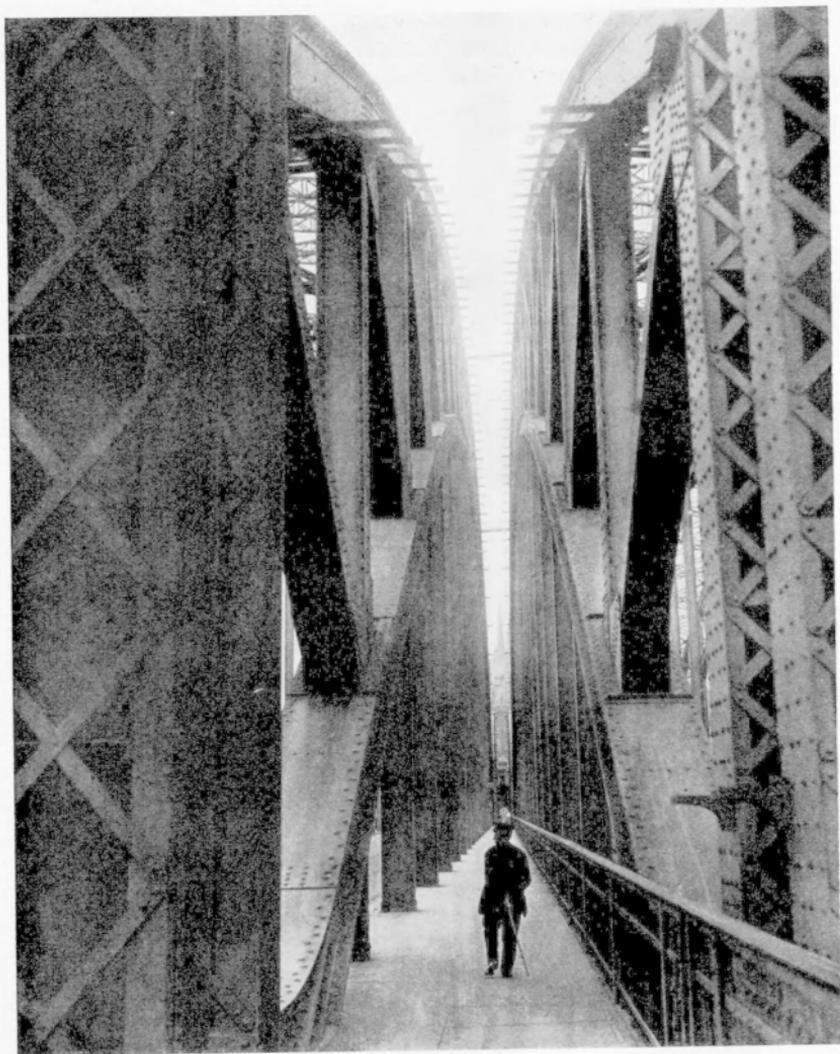
Weil die Post nur an ganz wenigen Stellen gelernt hat. Weil sie das Monopol der Obrigkeit hat. Weil sie „es nicht nötig hat“. Weil die unendliche Wichtigtuerei der Beamten es immer erst dann zum Fortschritt kommen läßt, wenn die Technik ihn längst überholt hat. Weil, verehrte Briefkästenbenutzer, auch nicht der leiseste Grund besteht, jeden Angestellten des Staats lebenslänglich anzustellen; weil das ein Wahnsinn ist: Interesselosigkeit auch noch zu züchten, und weil der Staat gar nicht so viel Beamte, sondern statt ihrer interessierte Angestellte braucht.

Rissen Sie sich die Beine aus, wenn Sie genau wüßten: mir kann hier nichts mehr geschehen? Beamter bleibe ich doch? Mein Gehalt bekomme ich doch? Pensionsberechtigt bin ich doch —? Was täten Sie? Das, was alle diese tun: das Minimum.

Der Staat ist ein Achtel so feierlich, wie er sich nimmt. Was er tut, scheint er aus Gnade zu tun. Er läßt sich herbei und modernisiert irgendein Amt. Aber es wird nicht viel damit — jedes gut geleitete Geschäft läuft schneller. Viele Beamte sind des Steuerzahlers Tod.

Und darum sind die Briefkästen so häßlich.





Kölner Rheinbrücke

Da ist die große Eisenbahnbrücke, die bei Köln über den Rhein führt. Auf der einen Seite reitet der Selige auf einem Denkmal davon und bleibt ewig an derselben Stelle; sie haben ihn reiten lassen, denn Toleranz muß sein.

Über die Brücke fahren die Autos und die Eisenbahnen, das ist die Strecke, auf der man nach Paris fährt — und da geht ein Mann. Ist ja allerhand über die Rheinbrücke gegangen, allerhand . . .

Da sind die vielen Millionen Papiermark hinübergegangen, die man in das Rheinland gejagt hat, auf daß es nicht autonom würde. Es hing damals an einem Faden.

Heute reißen die Herren Geschichtsschreiber den Mund gewaltig auf: die „Ver-räter“, die Separatisten! und der Herr Matthes! und der Herr Dorten! (die übrigens nicht beide in denselben Bottich gehören) — und — und — Aber es hat an einem Faden gehangen.

Wenn du dich über die Brücke beugst, kannst du in den Rhein sehen, und wenn du lange genug hineinsiehst, blinkert es vielleicht auf: das ist das Rheingold. Eine schöne Sage, in der auch ein gewisser Hagen eine gewisse Rolle spielt. . .

Aber frag doch einmal, wo der Herr Hagen und wo der Herr Adenauer, wo sie denn alle gewesen sind, als es an einem Haar hing, ob das Rheinland autonom werden sollte oder nicht . . .! Frag doch einmal. Der Faden, an dem die Provinz gehangen hat, war aus Silber — oder sagen wir: aus Papier. Es war eine große Auktion; Paris machte ein Gebot, und die Autonomisten machten eines, und das damals armselige Preußen, zu dem die Rheinländer niemals eine große Liebe gehabt haben, machte auch eines. Es war die Zeit des großen betrügerischen Bankerotts, den man Inflation genannt hat — und als der Hammer fiel, da zeigte es sich, daß Preußen das Rheinland aufs neue ersteigert hatte. Alte Kamellen.

Gewiß: alte Kamellen. Aber wir wollen doch nicht so tun, als triefte die fröhliche Bevölkerung nur so von „Reichstreu“ — das hat sie nie getan. Dazu war sie zu klug. Siehst du — da ist nun diese Brücke.

Viele sind darüber gefahren —: der Herr Sollmann, der so realpolitisch ist, daß er gar nicht merkt, wie seine Partei heute die Rolle des alten Liberalismus spielt und zerrieben werden wird wie jener; die dicken Geistlichen sind über die Rheinbrücke gefahren und haben rings auf ihr Land gesehen; das Land aber weiß nicht, von wem es in Wahrheit regiert wird; es hat zwei Leidenschaften: das Bier und den Antisemitismus, und es stiert auf die Handvoll Juden, die ein Fliegendreck sind gegen Rom. Die klügsten Juden sitzen im Vatikan.

Und die Kuriere sind über diese Brücke gefahren, die Kuriere nach Paris; mit den dicken Aktenmappen, mit den Instruktionen an den Botschafter, es ist ein liebes Spiel: der Botschafter hat die Franzosen gefressen, das Auswärtige Amt stänkert den Bot-

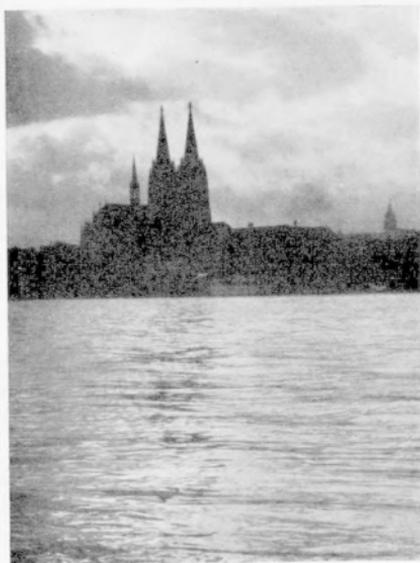
schafter an, der Botschafter sitzt auf einem Sack mit Bienen, die Intrigen summen ihm unterm Hintern, jeder weiß alles besser — und wer zuletzt lacht, sind die Franzosen, aber das darfst du niemandem sagen.

Und die armseligen „Verräter“ sind über diese Brücke gefahren und gegangen, jene, von denen das Reichsgericht annimmt, sie hätten die traurige Lüge von der Entwaffnung Deutschlands drüben enthüllt . . . und dabei gibt es nichts, was die drüben nicht wüßten. Hier ist nichts mehr zu verraten.

Der Wind pfeift auf der Brücke. An der Seite — das kannst du auf dem Bilde nicht sehen — hat die Pressa gestanden, eine herrliche Ausstellung von der Welt-
presse, auf der alles zu sehen war — nur nicht, wie eine Zeitung wirklich zustande kommt; wer sie wirklich macht; wer ihr Herr ist. Das ist nicht zu sehen gewesen.

Ja, unter dieser Brücke fließt der Vater Rhein; sagenumwoben, kitschumkränzt, an seinen Ufern arbeiten die Proleten und saufen die besseren Herren, und weil es ein wehrloser Fluß ist, so wohnt auch Rudolf Herzog an seinen Ufern und dichtet sich einen nach dem andern.

Ist der Mann noch auf der Brücke —? Ja. Allerhand ist über diese Brücke gegangen, allerhand.



Die Zeit schreit nach Satire

Für Walter Hasenclever

Per Eilboten

1.

Sehr geehrter Herr!

In der Annahme, daß Sie für die Ausarbeitung einer literarischen Groß-Revue mit satirischem Einschlag Interesse haben, erlauben wir uns, uns mit der Bitte an Sie zu wenden, unserm Herrn Generaldirektor Bönheim — möglichst heute noch — Gelegenheit zu einer persönlichen Rücksprache mit Ihnen zu geben.

Wir erwarten Ihren Anruf zwischen 11 und ½12 Uhr.

Indem wir hoffen, von Ihnen *umgehend* eine zusagende Antwort zu erhalten, begrüßen wir Sie

mit vorzüglicher Hochachtung

DEUTSCHER LITERATUR-BETRIEB G. M. B. H.

Abteilung: Theater

Für den geschäftsführenden Direktor: (gez.) Dr. Milbe

2.

— „Hallo!“

— „Hier Deutscher Literatur-Betrieb!“

— „Hier Peter Panter. Sie hatten mir geschrieben; Ihr Herr Generaldirektor Bönheim möchte mich sprechen; es handelt sich um eine Revue . . .“

— „'n Augenblick mal. — — Ja —?“

— „Sie hatten mir geschrieben . . .“

— „Wer ist denn da?“

— „Hier Peter Panter. Sie hatten mir geschrieben; Ihr Herr Generaldirektor Bönheim möchte mich . . .“

— „Ich verbinde mit dem Generalsekretariat Generaldirektor Bönheim.“

— „Hier Generalsekretariat Generaldirektor Bönheim?“

— „Hier Peter Panter. Sie hatten mir geschrieben; Ihr Herr Generaldirektor Bönheim möchte mich sprechen — es handelt sich um eine Revue . . .“

— „'n Augenblick mal . . .! — — Ja, was gibts denn —?“

— „Hier Peter Panter. Sie hatten mir geschrieben; Ihr Herr Direktor Bönheim möchte mich sprechen; es handelt sich um eine Revue . . .“

— „Sie meinen Herrn *General*direktor Bönheim —! Herr Generaldirektor ist nicht zu sprechen, er ist verreist; wenn er hier wäre, wäre er in einer wichtigen Konferenz.“

— „Ja, aber . . . in dem Brief stand, es wär eilig . . . unterzeichnet hat ein Herr Doktor Milbe.“

— „Das ist Abteilung: Theater. Ich verbinde mit der Abteilung: Theater.“

(Schlaganfall)

Darauf: Verabredung mit Herrn Dr. Milbe.

3.

— „Also, sehn Sie, ich hab mir das so gedacht — wir machen eine Revue, verstehn Sie, also eine Revue, so was hat Berlin überhaupt noch nicht gesehn! Scharf, verstehn Sie mich, witzig, spritzig — also es ist ja gar kein Zweifel: *diese Zeit schreit ja nach Saitre!* — das wird eine ganz große Sache! Wir haben sofort an Sie gedacht — nehm Sie 'ne Zigarette? — kommt ja gar kein anderer in Frahere. Wir engagieren Pallenberg, die Valetti, Paul Graetz, Ilka Grüning, Otto Wallburg — — Hallo? 'tschuldjen 'n Momentchen . . .! (Viertelstündiges Telefongespräch) — also, wo waren wir stehen geblieben — Ja! Engagieren also die Massary, Emil Jannings, Lucie Höflich . . . Nu ist da allerdings ein Haken: Ablieferungstermin des Manuskripts in acht Tagen. Ja, also das is nich anders! Warten ist zu teuer. Wir haben das Theater gepachtet — wir müssen mit der Sache raus. Na, Sie werden das schon machen! Regie? Piscator! Selbständlich! Hat schon zugesagt; wenn er also nicht kann, dann Jeßner. Oder Haller. Auf alle Fälle: I a. Da können Sie sich auf uns verlassen. Und gehn Sie ran, besonders in den Couplets . . . nein, halt, machen Sie keine Couplets — machen Sie Sonx — jetzt macht man Sonx — natürlich nicht zu literarisch, nicha, wir wenden uns ja an ein großes Publikum . . . also 'n bißchen allgemein-verständlich . . . wir haben so etwa gedacht: Dreigroschenoper mitm Schuß Lehár. Komponisten? Na, wahrscheinlich Meisel und Kollo oder Hindemith und Nelson, ein bißchen einheitlich muß es ja schon sein. Das Geschäftliche —? besprechen wir noch — unser leitender Herr ist heut grade in Moabit. Als Zeuge. Wissen Sie, ich war früher auch literarisch tätig; was meinen Sie, beneide ich Sie, wie gern würd ich wieder . . . Hallo? nein! gehn Sie noch nicht weg! ich hab Ihnen noch was zu sagen! (Dreiviertelstündiges Telefongespräch) — Also wir verbleiben dann so, nicht wahr: es bleibt dann dabei: am 18. liefern Sie ab, und am 19. fangen wir an mit den Proben! Hier gehts raus . . .“

4.

— „Doktor Milbe hat mich aber um halb elf bestellt.“

— „Tut mir sehr leid, Herr Doktor Milbe ist in einer wichtigen Konferenz.“

— „Da werd ich warten — Nann! Mehring? Was machen Sie denn hier? . . . und was . . . der Onkel Kästner!“

— „Tag, Panter. Ja, wir kommen hierher, wir haben uns unten getroffen, wir wissen auch nicht . . . Mehring sagt mir, er arbeitet hier an einer Revue. Ich arbeite hier auch an einer Revue.“

— „Ich auch. Ganz ulkig — mir hat der Mann gar nichts gesagt, daß er noch andere auffordert . . . da hätten wir doch gut zusammenarbeiten können . . . so ein —“

— „Herr Doktor Milbe läßt die Herren bitten!“

(gezischt) — „Ich hab Ihnen doch gesagt, nicht alle drei zusammen —!

Also . . . sehr nett, daß Sie kommen: ich habe die Herren gleich zusammengebeten,



nicht wahr, es ist einfacher — es war ja auch so besprochen. Bitte nehmen Sie Play . . . Tja . . . also wir haben Ihre Texte durchgesehen . . . durchgesehen . . . ja, also da muß ich Ihnen nun leider sagen: also so geht das nicht. Sehn Sie mal . . . Hallo? 'tschuldjen 'n Momentchen . . . (Halbstündiges Telefongespräch) — Wo waren wir stehen geblieben . . . ja, also meine Herren, ich habe Ihnen das ja eben auseinandergesetzt, warum es so nicht geht. Herr Kästner, das ist ja viel zu fein, was Sie da gemacht haben — das verstehen die Leute ja gar nicht . . . nee, die Revue soll natürlich gut sein, aber zu gut soll sie auch wieder nich sein! Herr Panter, das ist unmöglich, unmöglich, verstehen Sie mich — sehn Sie, hier das da, das ist gut, diese Szene mit dem Spreewaldkahn —“

— „Die hatte ich mir als Parodie gedacht; die Szene ist gar nicht ernst . . .“

— „Na, das ist ja ganz gleich — dann machen wir sie eben ernst. So müßte die ganze Revue sein . . . und hier, das da —:

Komm mal rüber —

komm mal rüber mit der Marie! —

Sie irren, wenn Sie glauben, daß unsere Besucher für Geld ‚Marie‘ sagen — na ja, ich versteh das ja, aber wir haben Smoking-Publikum . . . und dann hier, das da mit der Reichswehr, das geht natürlich nicht, und das mit Zörgiebel muß weg . . . aber sonst ist es ganz . . . Hallo? 'tschuldjen mich . . . Zum Donnerwetter! Ich bin jetzt in einer wichtigen Konferenz! Ich will jetzt nicht gestört werden! Nein! Ja! Weiß ich nicht! Hören Sie mal — —! (Halbstündiges Telefongespräch) — Also wo . . . ja, Herr Mehring, nehmen Sie mir das nicht übel — ich habe das nicht verstanden! Also ich versteh das nicht! Na, dann bin ich eben literarisch nicht so gebildet wie Ihr . . . ich habe schließlich meine journalistischen Sporen verdient; ich trau mich gar nicht, das Herrn Generaldirektor Bönheim vorzulegen, der lacht uns ja glatt aus! Hier —:

Und weil der Eskimo anders als der Börsianer spricht:

Deswegen verstehen, verstehen wir alle, wir alle uns nicht!

Verstehn Sie das? Natürlich spricht er anders. Na, und das da:

Es liegt eine Leiche im Landwehrkanal.

Fischerin, du kleine —

also erstens ist das alt — und außerdem ist das unappetitlich; die Leute wollen doch nachher essen gehn. Nee, meine Herren — so geht das nicht. Also arbeiten Sie mir das um . . . verstehen Sie mich, pikant, witzig, spritzig; ich habe für heute nachmittag auch noch Herrn Polgar und Herrn Marcellus Schiffer und Herrn Roellinghoff gebeten — wir müssen das schaffen. Sonst wende ich mich eben an Herrn Ammer oder an Herrn Villon oder schlimmstenfalls an Herrn Brecht . . . also um vier Uhr, meine Herren, beim Regisseur . . . auf Wiedersehen —!“

— „Ich habe ihm erklärt: ich übernehme die Inszenierung überhaupt nicht. Ich weiß gar nicht, warum er Sie hier alle zu mir herbestellt hat! Wenn ich das mache, dann mach ich es nur unter folgenden Bedingungen: Gesinnung! Gesinnung! Gesinnung! Es muß was rein von der Wohnungsnot; es muß was rein von der Aufhebung des § 194 der Strafprozeßordnung — das sind doch Probleme! Außerdem ist da natürlich der Film.“

— „Was für ein Film?“

— „Der Film nach dem Stück von Bronnen.“

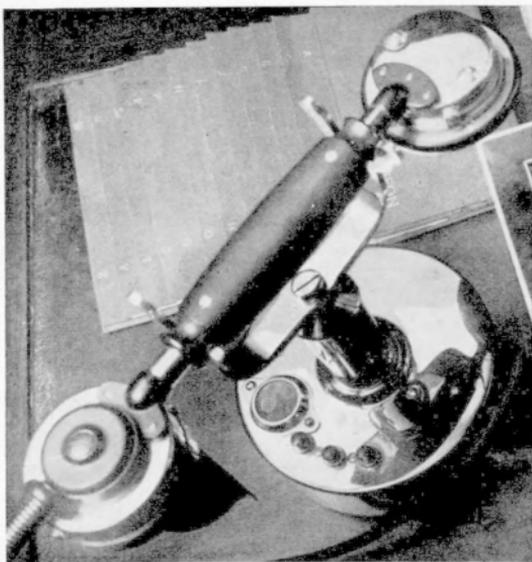
— „Was für ein Stück von Bronnen?“

— „Das Stück nach dem Roman von Remarque. Also dieser Film nach dem Stück nach dem Roman — daraus mach ich einen Tonfilm, also es wird eigentlich kein Tonfilm, aber ich mach das so, mit einer laufenden Treppe, Jeßner hat . . . Guten Tag, Herr Doktor! Guten Tag, Herr Direktor Bönheim — sehr nett, daß Sie gekommen sind . . .“

— „Wo kann man bei Ihnen mal telefonieren —?“

— „Hier, bitte . . .“ — —

— „So. Also jetzt kanns losgehen. Ja, also, meine Herren, wir fangen morgen an, mit den Proben, aber es müssen da noch einige Kleinigkeiten geändert werden. Das hier, geben Sie mal her, das hier geht nicht. Über die Justiz können wir uns so nicht lustig machen; das muß — bitte mal den Rotstift, danke! — das muß hier raus. Meine Herren, wenn Sie es nicht wissen sollten: wir sind mit Bosenstein & Klappholz liiert, und hinter denen stehn I. G. Farben, solche Witze über die Börse — nee, also Taktlosigkeiten, verzeihen Sie, aber das wolln wir nicht machen. Immer hübsch im Rahmen bleiben. Na, hier . . . das mit der Internationale . . . die können Sie ja



singen lassen, wenn Sie durchaus meinen; das hören ja die Leute vorm Abendbrot immer ganz gerne. Also arbeiten Sie mir das um —

— „Herr Generaldirektor Bönheim wird am Telefon verlangt!“

— „Ich? — 'tschuldjen einen Augenblick mal —!“

(Bängliche Pause. Geflüster)

— „Herr Doktor Milbe meint . . . mit der Massary!“

— „Na, das können Sie doch machen, Panter; Sie haben doch schon so oft für die Frau Couplets, danke, ich rauch jetzt nicht, machen wollen . . .“

— „So, da bin ich wieder. Ja, also ich höre eben, Emil Jannings hat abtelegraphiert und Otto Wallburg auch, das schadet aber nichts, das besetzen wir um, ich habe da ein paar sehr begabte junge Leute. (Milbe, ich dachte an . . . puschpusch . . .) Ja, also wie weit sind Sie nu —? Mit den Streichungen. Ja. Herr Mehring, was hat Ihnen eigentlich der Reichskanzler getan? Lassen Sie doch den Mann in Frieden — wird auch kein leichtes Leben haben. Is nich wahr? Nein, sehn Se mal . . . zum Beispiel die Berliner Verkehrsregelung, das ist ein Skandal! Vorhin hat mein Wagen geschlagene fünf Minuten am Wittenbergplatz halten müssen — da müßtet Ihr mal was schreiben! Ja. Na, und der Titel?“

— „Ja, der Titel . . .?“

— „Herr Kästner, wie nennen Sie das Ding?“

— „Herz im Spiegel.“

— „Und Sie, Herr Panter?“

— „Schwedenpunsch.“

— „Und Sie, Herr Mehring?“

— „Nacht auf dem Blocksberg.“

— „Also schön — dann heißt die Revue: Jeder einmal in Berlin. Meine Herren, Herr Doktor Milbe wird Ihnen das weitere auseinandersetzen; ich habe noch eine wichtige Konferenz . . . Auf Wieder—!“

„Gewiß, Herr Generaldirektor. Famos, Herr Generaldirektor!“

Also, meine Herren, wie ich Ihnen gesagt habe: die Revue — steht. Nu arbeiten Sie sie um!“

6.

— „Halt!“

— „Warum Halt?“

— „Wie kommt der Alligator auf die Bühne?“

— „Ich hab das so angeordnet — Herr Klöpfer will das so . . .“

— „Das hat doch aber . . . hat doch aber gar keinen Bezug auf den Text —? Es ist ein Lied des Kuppelvaters . . . was soll um alles in der Welt . . .“

— „Ich schmeiße euch die Rrolle hin, wenn Herr Panter hier immer stört! So kann ich nicht probieren! Da soll der Teufel probieren — ich nicht! Da —“

— „Aber, Herr Klöpfer . . . wir . . .“

— „Halten Sie Ihren Mund! Ich erwürge Sie mit meinen nackten Händen! Wenn ich aus diesem Drecktext nicht was mache, dann lacht kein Aas, dann geht überhaupt keiner rein! Alle Nuancen sind von mir, alles von mir: hier, das mit dem Reifen, und beim zweiten Refrain mache ich falschen Abgang und komm mit 'ner Gasmaske wieder raus, und wenn ich hier nicht den Alligator auf den Arm nehmen kann, dann könnt ihr mich alle . . .“

— „Herr Panter, lassen Sie ihm schon den Alligator —! Es ist vielleicht wirklich ganz gut! (Piano) Am Abend geb ich dem Tier Rhizinus!“

7.

— „Das sing ich nicht.“

— „Ja, Kinder, wenn Ihr nicht singt, was da steht — Ihr könnt doch nicht eigene Verse reinmachen!“

— „Warum können wir das nicht! Das können wir sehr schön! Dann mußt du uns eben bessere Texte machen, Panterchen!“

— „Gnädige Frau, das geht wirklich nicht. Von mir aus kann ja hier gesungen werden, was will . . . aber mein Name steht auf dem Zettel — —“

— „Ich kann das nicht! Ich kann das nicht! Meine Nerven halten das nicht aus! Ich werf euch den ganzen Kram hin! Entweder ich singe hier, oder ich singe hier nicht! Sie gehn überhaupt raus, Sie alter Bock — den ganzen Tag ist der Kerl hinter der Kate her . . . gearbeitet wird hier nichts . . . ich wunder mich, daß Ihr die Betten nicht mit ins Theater bringt!“

— „Aber, Kindchen . . . es . . .“

— „Dieses Bordell ist ein Theater . . . ich meine: dieses Theater . . . ich geh überhaupt ab! Spielt euch euern Dreck alleine —!“

8.

— „Bühne frei —! Halt mal, nicht! noch nicht anfangen! Was ist, Herr Direktor —?“

— „Milbe, ändern Sie mir das um! Hier, das hier im vierten Bild. Unmöglich! Wie konnten Sie das stehen lassen! Stresemann verkehrt im Bühnenklub, so kann man nicht mit unserer Diplomatie umspringen! Herr Kommerzienrat Moosheimer hat mir überhaupt schon Vorwürfe gemacht, daß ich mich auf die Sache eingelassen habe — mir ist schon mies vor der ganzen Revue . . . unntä . . . dann dürfen die Schupos im achten Bild keinesfalls wieder ihre Uniform anziehen; die müssen französische Uniformen nehmen, wir haben ja noch welche aus der vorigen Revue . . . lassen Sie Pichorek mal sofort nachsehen — und das Lied gegen den Reichstag wird gestrichen . . . das . . .“

— „Hat aber auf der Generalprobe sehr gewirkt, Herr Direktor!“

— „Das ist mir pipenegal! Wer ist hier Direktor, Sie oder ich? Diese revolutionären Texte, ich bin ein guter Republikaner . . . Die Karikatur vom Kronprinzen in der Gerichtsszene kommt mir auch runter, es ist leicht, einem toten Löwen einen Fußtritt zu

versetzen, außerdem hab ich nicht Lust, euretwegen meine ganzen Geschäftsverbindungen . . .“

— „Bühne frei! Gong —!“

9.

(Deutsche Tageszeitung): — — Dieser rote Schund — —

(Vossische Zeitung): . . . unser Freund Peter Panter wohl seinen matten Tag gehabt haben mag. Das kann jedem passieren. Aber an solchen Tagen dichtet man eben nicht. Nach der Reichstagsszene, die seltsam salzlos war, ging der Sprecher ab, und wir blieben zurück, ratlos, was das wohl zu bedeuten hätte; es schien dann, als wollte der Schauspieler, der den Reichstagspräsidenten darstellte, noch irgend etwas sagen, aber wahrscheinlich hat hier die Erfindungsgabe des Autoren nicht gereicht . . . was französische Polizisten in einem deutschen Versammlungssaal zu tun haben, wird wohl das ewige Geheimnis unseres Autors bleiben . . . es war kein guter Tag für ihn. Man werfe diesem Raubtier einen andern Braten vor und lasse es durch neue Reifen springen.

10.

(Frau Wendriner am Telephon; morgens halb elf) — „hat sie gesagt, wenn sie ein neues Mädchen für dich hat, wird sie mich anklingseln. Du kannst dich unbedingt auf sie verlassen; sie besorgt mir immer die Tassen nach, fürs Geschirr; sie ist durchaus zuverlässig. Gestern —? Im Majolika-Theater, zu der neuen Revue, Premiere. Nei—enmäßig. Die Bois ganz nett, aber es war alles so durcheinander, wir haben gar nicht gelacht. Es hieß erst, das wär nu die ganz große Sache, aber wir wollten schon nach der Pause gehen. Oskar ist dann noch geblieben, weil er Paul nach der Vorstellung noch sprechen wollte, geschäftlich. Das einzige war noch Graetz und die Hesterberg, sonst gar nichts. Margot hat gestern angerufen; warum du denn gar nicht mal bei ihr anrufst, sie will mich morgen anklingseln, und du sollst doch auch mal Lina anklingseln, damit Lina Trudchen anruft, wegen dem Schleiflack, Käte ist sehr zufrie —“

11.

— „Sie sind schuld —!“

— „Ich? Das ist ja großartig! Sie sind schuld —!“

— „Wer hat es gleich gesagt? Wer hat es gleich gesagt?“

— „Macht hier nicht sonen Krach im Theaterbüro! Davon kommt das Geld auch nicht wieder! — Statt sich anständige Autoren zu holen! Presber! Remarque! Ferdinand Bruckner! Nein, da holen sie sich ihre guten Freunde ran . . .“

— „Das verbitte ich mir.“

— „Sie haben sich hier gar nichts zu verbitten — das ist mein Unternehmen, Herr Doktor Milbe —! Was steht ihr überhaupt hier alle rum? Wollt ihr vielleicht Geld von mir? Dafür wollt ihr noch Geld? Wozu zahle ich meine Theaterpacht . . . Ich will euch mal was sagen —“

— „Was ist denn das für ein Ton —?“

— „Sie sind entlassen! Sie ehmfalls! Ich werde hier mit eisernem Besen . . .“

— „Sie mir auch! Diese Dreckbude von Theater — Mahlzeit!“

— „Raus hier! Hat einen Charakter wie ein Klosettdeckel —!“

— „Panter! Los! Ab!“

— „Sie hätten . . .“ — „Ich habe . . .“ — „Sie Riesenroß, wer hat gleich am ersten Tag . . . aber auf mich hört ja keiner, in meinem eigenen Betrieb . . . das wird mir von heute ab . . . ich bin ein alter Theaterhase, und diese Lausejungen . . . Ich verkaufe den Betrieb überhaupt, da könnt ihr sehen, wie ihr ohne mich fertig werdet! Ich geh ins Tonfilmsyndikat oder zurück zur Konfektion —!“

— „Ihr kommt runter? Ich geh rauf — mein Geld holen.“

— „Da bemühen Sie sich gar nicht erst nach oben. Geld is nich. Aber Krach.“

— „Um Gottes willen . . . was ist da oben los? Man möcht ja meinen, es wär Mord und Totschlag — wer schreit denn da so —?“

— „Das? Das ist die Zeit. Sie schreit nach Satire —!“



Deutscher Sport

Tatsächlich begann nach der Tagesordnungsdebatte und Abstimmung die Diskussion über den jetzt gestellten Antrag des Vorstandes. Dieser besagte (wie schon kurz berichtet), daß Spiele mit Berufsfußballmannschaften vom DFB. doch genehmigt werden können, wenn sie Lehrzwecken, als repräsentative Spiele oder zur Aufrechterhaltung von internationalen Beziehungen dienen. Das Vorgehen des Vorstandes widersprach jeder parlamentarischen Gepflogenheit. Da der weitergehende Antrag abgelehnt worden war, war es schlechterdings unmöglich, jetzt einen weniger umfassenden neu zu stellen.

Den außerordentlichen und Körperschafts-Mitgliedern ist nicht das Recht eingeräumt, das Klubabzeichen des A. v. D. an ihren Wagen zu führen — für die ordentlichen Mitglieder gräbt man das „Traditionsschild“ (das Schild des Kaiserlichen Automobilklubs) aus, das neben dem A. v. D.-Klubabzeichen geführt werden darf —, ihnen stehen auch wohl nicht die Klubräume des A. v. D. offen, es wird ihnen aber dadurch Einfluß auf die Führung der Organisation eingeräumt, daß das vom Repräsentanten-Ausschuß der ordentlichen Mitglieder gewählte und aus einem Präsidenten und drei Vizepräsidenten bestehende Präsidium sich aus den Reihen der außerordentlichen und Körperschafts-Mitglieder gemäß den mit diesen abgeschlossenen Verträgen um höchstens drei weitere Vizepräsidenten ergänzt. Diese müssen während der Dauer ihrer Amtszeit ordentliche Mitglieder des A. v. D. sein.

Der Deutsche Bob-Verband hat seinen Eintritt in die Fédération Internationale de Bobsleigh et Tobogganing mit Sitz in Paris (F.I.B.T.) von der Erfüllung einiger Bedingungen, in erster Linie Sitz im Vorstand, abhängig gemacht. Diese Bedingungen glaubte er stellen zu können, da Deutschland ohne Zweifel weit an der Spitze der Bobsport treibenden Nationen steht. Die F.I.B.T. dagegen möchte Deutschland wohl gern aufnehmen, stößt sich aber an der Stellung von Bedingungen seitens des DBV. Es ist jedoch zu hoffen, daß die Vorstände der beiden Verbände, wenn sie sich in St. Moritz nähertreten, doch zu einem Arrangement kommen, damit auch im Bobsleighsport die Internationalität hergestellt wird. Im übrigen sah man in der Generalversammlung keinen Grund, warum Deutschland nicht an der Olympiade teilnehmen sollte, da sie ja nicht von der F.I.B.T., sondern von einem internationalen Olympischen Komitee veranstaltet wird.

Wie wir hören, ging vom Bayerischen Automobilklub, der in München sehr stark den steigenden Einfluß des ADAC. empfindet, die Anregung aus, durch einen engeren Zusammenschluß des Kartells und mit anderen Klubs eine Positionsstärkung gegenüber dem unbequemen Rivalen zu erlangen.



Bei uns in Europa

Ihr schickt uns aus dem Lande von Ford
einen ziemlich miesen Menschenexport:
überschwemmt sind Paris und Griechenland
von Euerm mäßigen Mittelstand,
Diese Reisenden, laut und prahlerisch,
legen geistig die Füße auf den Tisch,
fallen lästig an allen Orten;
und jeder zweite Satz beginnt mit den Worten:
„Bei uns in Amerika . . .“

Bei Euch in Amerika gibts zweierlei Rechte
(für Arme und Reiche) — gibt es Gute und Schlechte;
gibt es solche und solche: Lewis und Mencken,
und Dollardiener, die in Dollars denken.

Bei Euch in Amerika gibt es Republikaner
und richtende blutige Puritaner.

Ihr habt Kraft, Jugend und Silberlinge —
aber Ihr seid nicht das Maß aller Dinge,
bei Euch in Amerika.

Bei uns in Europa ist das Weib
keine Haremsfrau ohne Unterleib —
bei uns in Europa ist die schwarze Haut
kein Aussatz, dem man Extra-Bahnwagen baut;
bei uns in Europa kann wer ohne Geld sein
und dennoch, dennoch auf der Welt sein —
bei uns in Europa kann man bestehn,
ohne in die Sonntags-Schule zu gehn,
weil fast keiner so am Altare steht:
eine plärende nüchterne Realität —
wie bei Euch in Amerika.

*Das wissen natürlich bei Euch die Guten
ganz genau. Der Rest hat von Blasen und Tuten
keine Ahnung, hört nur den Schmeichelchor
seiner news-papers; kommt sich so erstklassig vor . . .*

*Hör nicht hin, Arbeitsmann. Laß sie ziehn,
die Eitelkeiten der Bourgeoisien.*

*Pässe, Fahnen und Paraden
das sind lächerliche Zementfassaden . . .*

*Denn die wahre Grenze, zwischen Drohnen und Frohnen,
läuft quer hindurch durch alle Nationen —
bei Euch in Amerika.*

Wie bei uns in Europa.



Wo ist der Löwe?

(Vexierbild)

Hannover, 16. 8. 20.

Saisse Majestät der Kaiser und Königin
ist nicht feierlichst beglückwünschen! diese
Wiederholung ist ein feierlichst
zurück! der Kaiser ist am 16. 8. 20.
zurück, weil ich seine Wohlthaten
der Goldenen Löwe der Spitze des
nicht unmöglich, weil es
Hochachtung und Überdauern würde.

Im Verbleiben Saisse Majestät
sich dem Ausbruch der Bürgerkrieg
und dem Widerstand der Kaiserlichen
nach Außen zur Folge. Nicht
wollte der unglücklich Gewisse
Hochachtung entgegen.

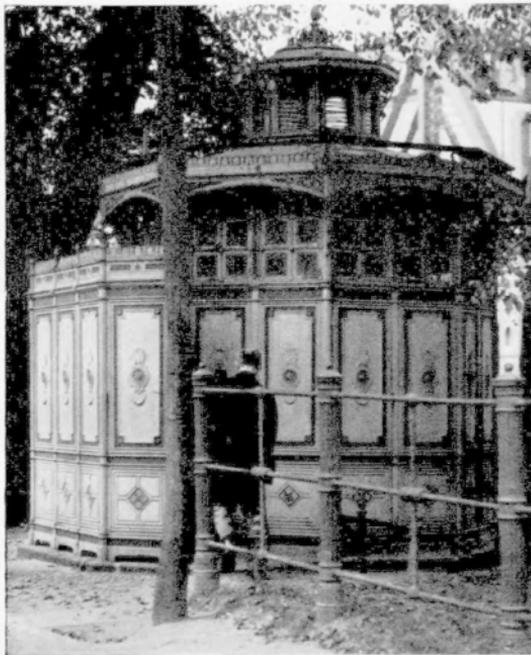
Es ist nicht, dass solche
einem Beispiel zu folgen!

von Ehrenbürger
Gesamt: Salomonstisch.

Der Löwe hat eine Rente von monatlich ungefähr 50 000 Mark

„Einen Augenblick mal, ich komme gleich wieder—!“

In der Blecharchitektur dieses Häuschens ist eine ganze Welt. Dieses Blechgespenst erzählt von Jahrzehnten. Von einem Bürgertum, das seine öffentlichen Bedürfnisse schämig als „unanständig“ empfand; vom vollkommenen Mangel an Gefühl in handwerklichen Dingen; von einer Abwesenheit an Schönheit — sich diese traurigen Ornamente, die auf die leeren Flächen gesetzt sind, als habe der Ornamentenvogel darauf geklackt —, sich die eckige Sinnlosigkeit der Konstruktion . . . so ungefähr sehen Ornamente am Tor einer Kaserne aus, mürrische Zugeständnisse an irgendeinen fernen „Schönheitssinn“, den man im Grunde feindlich ablehnte. Geruch und Gesicht sind hier durchaus



gleich behandelt. Das war die wilhelminische Bauepoche Berlins; und dies hier ist noch nicht einmal ihr schlimmstes Erzeugnis. Der Berliner Dom ist auch ganz schön. Seither ist es besser geworden. Manche solcher Häuschens sind noch viel zu sehr verspielt, auch wird in Berlin gern gelacht, wenn man ihre zu kleine Zahl bemängelt —, darin ist Paris vorbildlich, wo diese Örtchen wiederum von einer geradezu barocken Häßlichkeit sind und unappetitlich dazu . . . aber in Berlin und in vielen andern deutschen Städten muß man wohl „telephonieren“ oder einen Kaffee trinken gehen, wenn man sagt:
„Einen Augenblick mal — ich komme gleich wieder!“



Untergrundbahn

So sieht sie gar nicht aus — so sieht sie nur der Photograph.

So sieht sie doch aus. So sieht sie nicht aus.

Man sieht die Untergrundbahnstation nicht, wenn der Zug gerade eingefahren ist; wenn man es eilig hat; wenn man mit einer hübschen Frau fährt — man sieht sie, gelangweilt, wenn man auf den nächsten Zug warten muß . . . aber dann stiert das Auge müde oder halbinteressiert auf die Plakate — Chlorodol — der Wagen der guten Gesellschaft — bims die Füß mit Abrador — man sieht alles und nichts.

So wie da der Photograph siehst du die Untergrund und beinahe die ganze große Stadt nur einmal:

Wenn du plötzlich das Gefühl hast, was das ist, darinnen du lebst; eine Landschaft. Das ist jener Augenblick, da man die Stadt wie einen Wald empfindet, wie ein Gebirge, wie die See . . . dann spiegeln sich für dich die Lampen der Untergrund in den blanken Kacheln, einen kurzen Augenblick lang ist da so eine Art Romantik, es riecht nach Untergrund, deine Venen sind voll von der Großstadt . . . der schwarze Tunnel ist ein unheimlicher Schlauch, in dem die Riesen wohnen; auf dir lastet der Steindamm und hundert rollende Wagen, die du leise hörst; du fühlst, daß du im Keller bist . . . aber sehr schnell ist das alles vorüber, und du stehst wieder auf der Station KLOSTERSTRASSE und tastest vorsichtig nach dem Billett, ob du es auch noch nicht verloren hast.



Start

*Du wirst mal Kanzleisekretär —
mä —! bä —!*

*Dann hängt dir vorne ein Bauch von Schmeer
und Briefmarken sammelst du nebenher,
und du liebst die Autorität und das Heer —*

Na, nu weine man nicht!

Na, nu weine man nicht!

In der Röhre stehn Klöße,

du siehst sie bloß nicht! —

*Du wirst mal Geschäftsprinzipal —
mä —! bä —!*

*Untenrum dick und obenrum kahl,
mit dem Maulwerk egalweg sozial,*

und im Herzen natürlich deutsch-national —

Na, nu weine man nicht —!

Du wirst mal Landgerichtspräsident!

Kille-kille!

Einer, der die Gesetzbücher kennt,
einer, der in den Sitzungen pennt,
und die Fresse zerhackt wie ein Corpsstudent —
kille . . . kille . . . kille . . . !

Du wirst mal eine große Hu —

hopla-hopp!

Du liebst, wenn er zahlt. Und lächelst dazu.
Und gehts mal schief, verlier nicht die Ruh.
Du hast ja Geld — dir treiben sie deine
Sorgen ab im Nu . . .
hopla-hopp!

Du wirst mal Gewerkschaftssekretär —

na, nu weine man nicht —!

Zunächst gehst du klein und bescheiden einher;
doch hast du erst den feinen Verkehr,
dann kennst du deine Genossen nicht mehr —
in der Röhre stehn Klöße,
du siehst sie bloß nicht —!

Su — su —

Na, und du —?

Du, mein Junge, sollst mal auf Erden
ein anständiger Proletarier werden,
der ein Herz hat für seiner Klasse Beschwerden —!
Ein ganzer Mann.

Feste, geh ran —!

Das wirst du lernen, bist du einmal groß —:
Jede Klasse zimmert sich selber
ihr Los.



Der verengte Gesichtskreis

Je kleiner die Leute, je größer der Klamauk. Horchen Sie mal in die Tür — die Kneipe liegt dicht beim Gerichtsgebäude.

„Da hat er jesacht, eine Hebamme is noch keen Korkenzicher!“ — „Wie der Richter mit den Kopp jewackelt hat, da wußt ick schon: nu is okke!“ — „Wenn du dämlicher Ochse man so jeschworn hättst, wie ick dir det jesacht habe, aber nee — du mußt ja imma nach dein Kopp machen . . .“ — „Ich ha die janze Sseit nachsimmelliert, woher daß diß kommt, daß die Jejenpachtei jeht niemals auf diesen Punkt ein . . . nu weeß ick et: der Ssahlungsbefehl is nämlich . . .“ — „Un wenn ick soll bis nacht Reichs-gericht jehn, ick will — mir nochn Bier — ick will mein Recht, diß wern wa ja mal sehn.“ — „Diß kann a jahnich! diß kann der Mann ja jahnich! Nach die Ssivilprozeß-

ordnung muß erscht der Sachvaständje sein Jutachten abjehm, und denn wern wa ja mal sehn, wer hier hat schlechte Stiebeln abjiefert!“ — „Siehste, der Herr Rechtskonsulent sacht auch“ — „Ein Augenblick mal: bessüchlich des Wertes des Streitjejenstandes is noch keine Entscheidung jetroffn worn, hier, lesen Se selbst inn Jesej . . .“ — „da hat er jesacht, 'ne Hebamme is noch kein — —“

Die übrige Welt ist versunken; die Leute haben nur noch Ohren und Augen für „die Jejenpachtei“, es ist derselbe Geist, der aus der Anzeige einer kleinen Provinzzeitung spricht, in der zu lesen stand:

Bitte den Verleumdungen aus dem Keller kein Ohr zu schenken.

Hochachtungsvoll

A. Grimkasch.

Der Mann hatte vergessen, daß es noch mehr als einen Keller in der Stadt gab, er sah nur den einen, seinen: den Keller. In diesem Lokal hier sehen alle nur den Keller.

Denn wenn der kleine deutsche Mann „vor Gericht“ geht, dann ist er nach zwei Sitzungen romanistisch gefärbt, und das ist bei der sinnlos-scholastischen Art, in der diese Prozesse gegen den gesunden Menschenverstand, aber streng nach den Regeln eines eigentlich ganz und gar un deutschen Rechts abgehandelt werden, kein Wunder. Längst geht es nicht mehr um die Stiefel, längst nicht mehr um die angetane Beleidigung: der Gegner soll ausgerottet werden, dem Erdboden gleich gemacht, mit Stumpf und Stil vernichtet — auf ihn mit Gebrüll! Das ganze Individuum ist in zitternde Schwingungen versetzt, Köpfe laufen rot an, und Tausende von Kohlhaasen treiben um die Gerichte ihr Wesen — denn Recht muß doch Recht bleiben! Es ist so viel Rechthaberei dabei.

Nicht nur das Gesetz ist halbirre, genügt nicht den wirtschaftlichen Erfordernissen, schützt nicht die Schwachen . . . die Leute erwarten auch zu viel vom Gesetz. Sie erwarten erst einmal ein Gesetz, das „genau auf ihren Fall paßt“, und sie glauben immer — o, du holder deutscher Irrtum! — daß sie ganz und gar recht hätten und der andere ganz und gar unrecht habe . . . „Na, det is doch klar wie Kloßbrühe!“ Und noch im Himmel, beim ewigen Gericht, werden sie bestimmt gegen das Verdikt des lieben Gottes Berufung einlegen, denn in nichts setzt der gesetgestreue kleine Mann so viel Hoffnung wie in die letzte Instanz.



Ein Traum am Neckarstrand



Das gibt es bei keinem andern Volk. Unbesiegt zu Wasser und zu Lande steht

dieser Trumm von einer Frau da — eine Inselfestung in einem Meer von Bier. Sie stellt so recht dar, was manches Deutschen Ideal: Wehrhaftigkeit, Stärke, 210 kg Fleischeslust und eine Verbindung von Harem und Kaserne, die keinen Wunsch unerfüllt läßt — hurra!

Übrigens hat die Sache eine Kehrseite:

Diese blasenden Frauen sitzen sicher nicht zu ihrem Vergnügen da. Es ist kein Spaß, bis morgens um zwei in dem rauchigen Bierstall zu arbeiten, denn diese Sorte Musik ist eine Arbeit, schlimmer als Holzhacken. Aber ist es gewinnbringender und angenehmer, in die Fabrik zu gehen? Wahrscheinlich hat die dicke Frau nicht nur eine Trompete, sondern auch zwei Kinder, häusliche Sorgen und im übrigen ein Hamburger Publikum von Seeleuten, denen die großen Schiffahrtsgesellschaften den letzten Rest von Romantik aus dem Leibe getrommelt haben. Ahoi, ahoi — Bavaria-bräu! Tanzen ist polizeilich verboten, und die Lust schlägt Wellen und bricht sich brausend an dem Busen Germanias auf der Reeperbahn nachts um halb eins.





Das möblierte Zimmer

Die Vermieterin spricht:

„Nee — das alaub ich meine Mieter nich, daß hier 'n Stück wechjenommen würt — diß muß allens so bleiben! Diß is doch schön! Sehn Se, diß schmückt die Wände, un denn is jedes Stück auch 'ne Erinnerung! Hier: diß is die Toteninsel von Bolkiehn, diß hat mir mein seliger Mann nach unse Hochzeitsreise aus Gollnow mitgebracht, un diß hier is auch von mein Seligen, diß is echt Porzellan, „Auf Flüjeln des Jesanges“ heißt diß, un diß hier is Rom mitsams der Wohnung des Papstes, un diß is von Tante Frieda, un das is die Wachtburch, un diß hier is 'ne Wette: da ham sie in Kejeklub von Max, was mein Sohn ist, jewett, wer am längsten kann 'n Jlas Pilsener uffn Kopp trahren, un da hat er jewonnen, un da ham sie ihm diß jeschenkt, „Die Ausdauer wird jekrönt“ steht drunter, un das is Henny Pochten als Kamaliendame, un diß sind die Leuchter von meine Hochzeit, un das bin ich als junges Mädchen, Gottseidank! es war alles da! — un das is Hindenburg un diß is Lerne leiden ohne zu klagen, damit die Herren sehen, sie sind bei einer bessern Familie, un nee . . . also, das alaub ich meine Mieter nicht, daß sie hier 'n Stück wecknehm —!“

Das Schaufenster

I.

Predigt des Kaplans Untermoser in Obertupfingen, Niederbayern:

... ein frommer Christ aber muhs mit Abscheu auf Berlin blicken, wo die Fleischeslust hohe Bogen schlägt und der Teufel die Menschenkinder versucht! Darum sage ich euch: hütet euch vor denen Saupreußen, die da saugen an den Zitzen der Sünde und die die Unkeuschheit betreiben für und für! Gott der Herr aber wird sie nicht einlassen in die Pforten des Paradieses, Amen.“

II.

Der Berliner Friseur vor seinem Schaufenster:

„Doch, so können wirs lassen. Vielleicht die mittlere noch 'n bißchen mehr nach vorn — so. Glauben Sie, daß es wieder Stunk aufm Revier gibt . . . ? Na, noch weniger Brust geht nich! Ich hab schon die dezentesten bestellt, die er hatte — aber die stellen sich auf der Polizei an, als wär das wer weiß was! Meinetwegen . . . ziehn Sie der mittleren die Spitzen noch ein bißchen in die Höhe, dann hat die liebe Seele Ruh . . . wissen Sie, das mit der Weiberbrust — das is doch heute gahnich mehr so . . . Aber mir solls recht sein: den Schweinen ist alles schwein.“



Nie allein

Eine Seite des Proletarierschicksals aller Länder wird niemals beschrieben — nämlich die Tragik, die darin liegt, daß der Proletarier nie allein ist. So ist sein Leben: Geboren wird er im Krankenhaus, wo viele Mütter kreischen, oder in einem Zimmer, wo ihn gleich die Familie mit ihrem Anhang, den Schlafburschen, umwimmelt; so



wächst er auf, und dies hier ist noch eine bessere Familie, denn hier hat jeder sein eigenes Bett; alle aber, die so leben, leben ständig das Leben der anderen mit und sind nie allein. So



ist seine Welt; dieses Haus zum Beispiel hat sechs Höfe, und sechshundert Familien wohnen hier, kommen und gehen, schreien und rufen, kochen und waschen, und alle hören alles, jeder nimmt am Schicksal des andern auf die empfindlichste Art teil, in der dies möglich ist: nämlich mit dem Ohr. Das Ohr des Proletariers lernt Geräuschlosigkeit nur in der Einzelhaft kennen.

Im Maschinensaal arbeitet er mit den andern; im Stollen mit der Belegschaft; am Bau mit den andern —



nie ist er allein. Zu Hause nicht —



nie ist er allein. Noch, wenn er stirbt, stirbt er entweder in so einem schmierigen Loch

oder im Krankenhaus — und ist auch dann nicht allein.

Man sage doch nicht, daß „die Leute dies gewöhnt seien“ — das erinnert an den Ausspruch jenes Kellners, der da beim Austernservieren sagte: „Ja, die Austern sterben sofort, wenn man die Schale öffnet. Aber sie sind das gewöhnt!“ An so ein Leben, in dem man nie allein ist, gewöhnt man sich nicht; man lebt es bitter zu Ende.

Das hat gar nichts mit einem falschen Bürger-Ideal zu tun; Kollektivität und Solidarität stehen auf einem andern Blatt. Die französischen Bauern umgeben ihre Besitzungen gern mit einer hohen Mauer; deutsche Kleinsiedler haben eine immense Vorliebe für den Zaun, weil er ihnen Symbol für das Eigentum ist . . . die neue Generation in Rußland hat ein neues Lebensgefühl in die Welt gerufen und ist sich vielleicht weniger feind, als das sonst unter Menschen üblich ist. Klassengenossen sollen solidarisch sein und kol-



lektiv arbeiten und leben, gewiß. Aber gibt es ein menschliches Wesen, das da mehr sein will als nur Arbeitsmotor, Fortpflanzungsapparat und Verdauungsmaschine, und das nicht den Wunsch hätte, einmal, nur ein einziges Mal, allein zu sein?

Hier liegen nicht nur die Körper zusammen — hier dünsten auch die Seelen aus, und weil für keine Platz genug da ist, so ziehen sie sich zusammen und werden beengt, bedrängt, manchmal klein.

Wieviel Mut, wieviel Energie gehört dazu, um unter so



niedriger Decke noch zu hoffen, zu arbeiten, den Gedanken des Klassenkampfes nicht trübe verglimmen zu lassen! Dies Zimmer ist übrigens gar kein Zimmer: es ist eine alte Waschküche, und der Mann hat seine vorige Miete in Höhe von 68 Mark nicht zahlen können, und da haben sie ihn denn hinausgesetzt.



Die Frau, die Kinder — auch sie nie allein.
Der Mensch von 1929 ist nicht mehr allein wie auf einer Ritterburg oder in einer Eremitenklause. Wie die Waben sitzen die Wohnungen in den Mietshäusern beieinander —

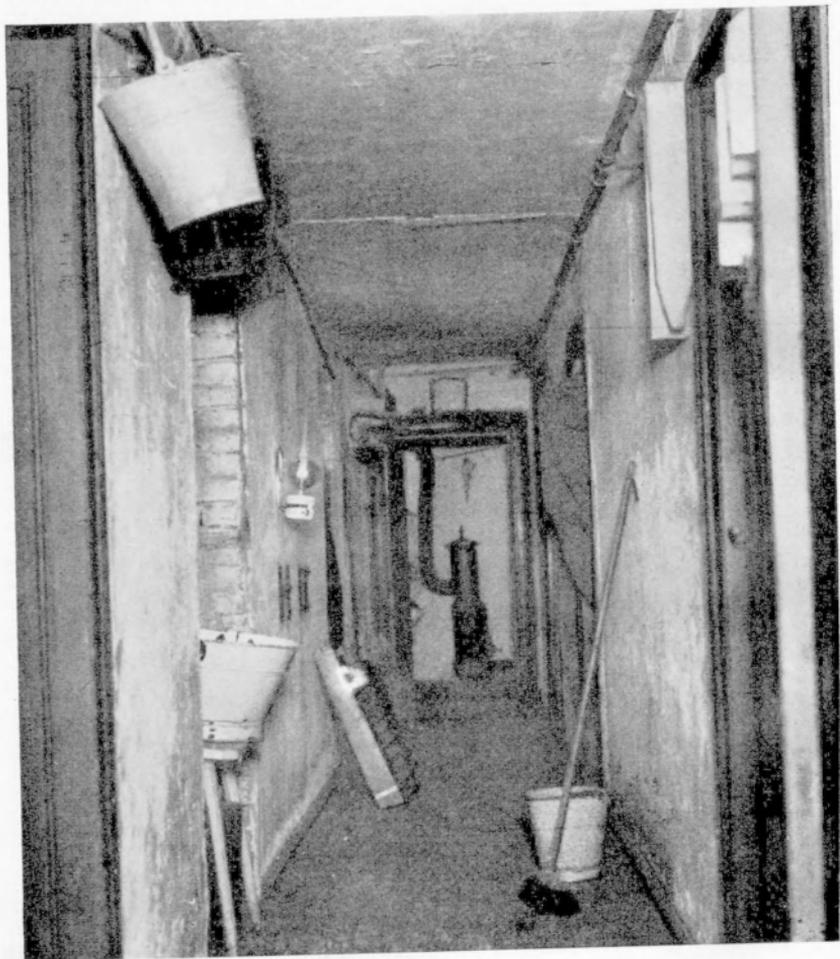


aber: es ist noch ein großer Unterschied, ob das so aussieht



oder so.

Ist der Proletarier nicht sehr stark, ist er nicht durchdrungen von dem Gedanken, für seine Klasse zu kämpfen, dann entsteht eben jene Welt: „Drittes Quergebäude, rechts, zweiter Hof“ . . . In diesem ewig dunkeln Gang



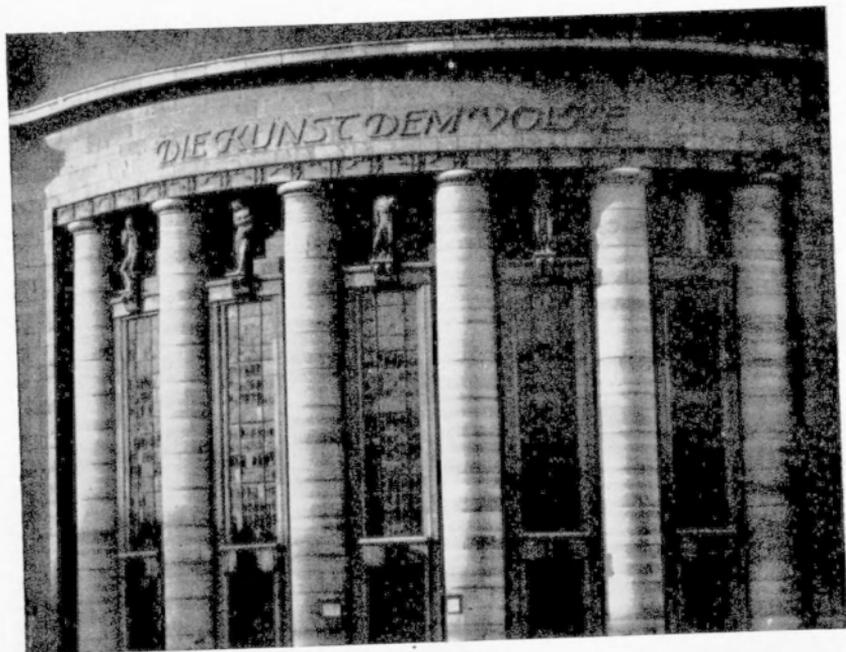
hängen nicht nur die Eimer an den Wänden, an diesen Wänden klebt auch zäher Klatsch, Niedrigkeit, die aus der Not kommt, diese Menschen knurren sich an, weil sie zu nah aneinanderwohnen — wie kümmerlich die Versuche, in solchen Ställen so etwas wie ein „Heim“ aufzubauen. Das muß dem Nächsten abgerungen werden, und es wird ihm abgerungen, unter steten Kämpfen, unter Seelenqual und Bitternis. Nie sind diese Leute allein. Und wenn es nicht Menschen sind, die sich ihrer annehmen, dann erbarmen sich ihrer vielleicht die



Tiere; diese Wohnung steht im Berliner Norden, eine ganze Familie hat sich hier einquartiert, und ein Pferd als Schlafbursche ist auch noch da — aber auf diesem Bilde kann man es nicht sehen: es ist zur Arbeit gegangen.

Lebt der deutsche Arbeiter so —?

Ein großer Teil lebt so und tut seine Arbeit und hat Sehnsucht nach einem andern Leben und quält und schindet sich und ist nie allein.

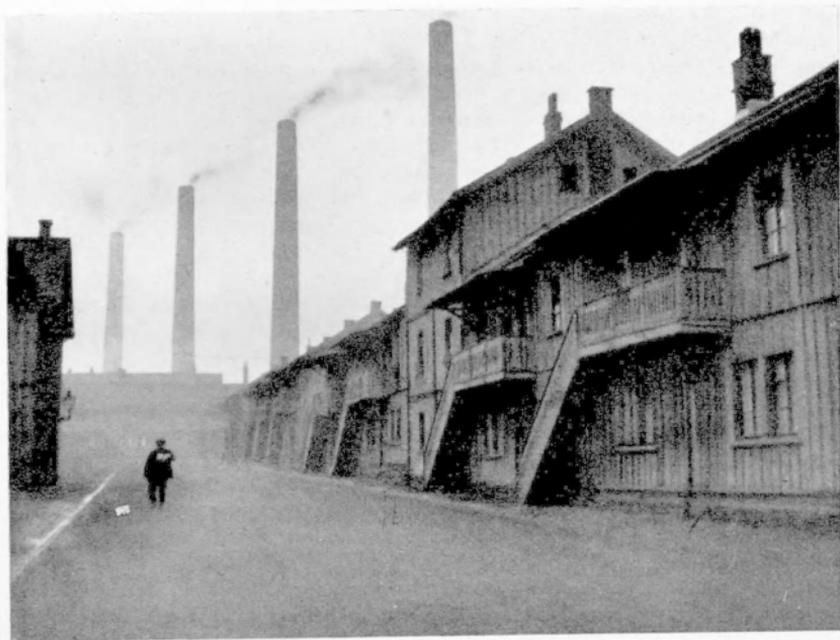


Berliner Volksbühne

*Uns haben sie Arbeiter Groschen gegeben.
Wir waren ein Lichtblick im Arbeiterleben —
dafür waren wir da.
Stolz hieß es in unsern Eröffnungsprogrammen:
„Proletarier! Wir halten alle zusammen!“
Besiehe die Inschrift.*

*Seidem ist viel Wasser die Spree lang geflossen.
Wir haben fleißig für die Genossen
den Hamlet gespielt.
Und Possen, die weiter nicht beschwerlich,
und Stücke, die weiter nicht gefährlich —
besiehe die Inschrift.*

*Der Staat darf bei uns nicht verspottet werden.
Wir spielen: Friede — Friede auf Erden —
die Hauptsache ist: Organisation.
Auch wir sind im kapitalistischen Morden,
guck mal: so kleinbürgerlich geworden . . .
Wir halten auf das Feine und Reine
wie die Zensur.
DIE KUNST DEM VOLKE?
Es fragt sich nur:
Was für eine —?*



Der Linksdenker

„Er ist ein Gespenst und doch ein Mündner.“
Alfred Polgar .

Das war ein heiterer Abschied von Berlin: sechs Wochen Panke und ein Abend Karl Valentin — die Rechnung ging ohne Rest auf.

Ich kam zu spät ins Theater, der Saal war bereits warm und voller Lachen. Es mochte grade begonnen haben, aber die Leute waren animiert und vergnügt wie sonst erst nach einem guten zweiten Akt. Am Podium der Bühne auf der Bühne, mitten in der Vorstadtkapelle, saß ein Mann mit einer aufgeklebten Perücke, er sah aus, wie man sich sonst wohl einen Provinzkomiker vorstellt: ich blickte angestrengt auf die Szene und wußte beim besten Willen nicht, was es da wohl zu lachen gäbe . . . Aber die Leute lachten wieder, und der Mann hatte doch gar nichts gesagt . . . Und plötzlich schweifte mein Auge ab, vorn in der ersten Reihe saß noch einer, den hatte ich bisher nicht bemerkt, und das war: ER.

Ein zaundürrer, langer Geselle, mit stakigen, spitzen Don-Quichote-Beinen, mit winkligen, spitzen Knien, einem Löchlein in der Hose, mit blankem, abgeschabtem Anzug. Sein Löchlein in der Hose — er reibt eifrig daran herum. „Das wird Ihnen nichts nützen!“ sagt der gestrenge Orchesterchef. Er, leise vor sich hin: „Mit Benzin wärs scho fort!“ Leise sagte er das, leise, wie es seine schauspielerischen Mittel sind. Er ist sanft und zerbrechlich, schillert in allen Farben wie eine Seifenblase; wenn er plötzlich zerplatze, hätte sich niemand zu wundern.

„Fertig!“ klopft der Kapellmeister. Eins, zwei, drei — da, einen Sechzehntelakt zuvor, setzte der dürre Bläser ab und bedeutete dem Kapellmeister mit ernstem Zeigefinger: „s Krawattl rutscht Eahna heraus!“ Ärgerlich stopft sich der das Ding hinein. „Fertig!“ Eins, zwei, drei . . . So viel, wie ein Auge Zeit braucht, die Wimper zu heben und zu senken, trennte die Kapelle noch von dem schmetternden Tusch — da setzte der Lange ab und sah um sich. Der Kapellmeister klopfte ab. Was es nun wieder gäbe —? „Ich muß mal husten!“ sagte der Lange. Pause. Das Orchester wartet. Aber nun kann er nicht. Eins, zwei, drei — tätätät! Es geht los.

Und es beginnt die seltsamste Komik, die wir seit langem auf der Bühne gesehen haben: ein Höllentanz der Vernunft um beide Pole des Irrsinns. Er ist eine kleine Seele, dieser Bläser, mit Verbandsorgan, Tarif, Stammtisch und Kollegenklatz. Er ist ängstlich auf seinen vereinbarten Verdienst und ein bißchen darüber hinaus auf seinen Vorteil bedacht. „Spielen Sie genau, was da steht“, sagt der Kapellmeister, „nicht zu viel und nicht zu wenig!“ „Zu viel schon gar nicht!“ sagt das Verbandsmitglied.

Oben auf der Bühne will der Vorhang nicht auseinander. „Geh mal sofort einer zum Tapezierer“, sagt der Kapellmeister, „aber sofort, und sag ihm, er soll gelegentlich, wenn er Zeit hat, vorbeikommen.“ Geschieht. Der Tapezierer scheint sofort Zeit zu



Lisl Karlstadt

Karl Valentin

haben, denn er kommt gelegentlich in die Sängerin hineingeplatzt. Steigt mit der Leiter auf die Bühne — „Zu jener Zeit, wie lieb ich dich, mein Leben“, heult die Sängerin — und packt seine Instrumente aus, klopft, hämmert, macht . . . Seht doch Valentin! Er ist nicht zu halten. Was gibt es da? Was mag da sein? Er hat die Neugier der kleinen Leute. Immer geigend, denn das ist seine bezahlte Pflicht, richtet er sich hoch, steigt auf den Stuhl, reckt zwei Häse, den seinen und den der Geige, klettert wieder herunter, schreitet durch das Orchester, nach oben auf die Bühne, steigt dort dem Tapezierer auf seiner Leiter nach, geigt und sieht, arbeitet und guckt, was es da Interessantes gibt . . . Ich muß lange zurückdenken, um mich zu erinnern, wann in einem Theater so gelacht worden ist.

Er denkt links. Vor Jahren hat er einmal in München in einem Bierkeller gepredigt: „Vorgestern bin ich mit meiner Großmutter in der Oper ‚Lohengrin‘ gewesen. Gestern nacht hat sie die ganze Oper nochmal geträumt: das wann i gwußt hätt, hätten wir gar nicht erst hingehen brauchen!“

Aber dieser Schreiber, der sich abends sein Brot durch einen kleinen Nebenverdienst aufbessert, wird plötzlich transparent, durchsichtig, über- und unterirdisch und beginnt zu leuchten. Berühren diese langen Beine noch die Erde?

Er erhebt sich das schwere Problem, eine Pauke von einem Ende der Bühne nach dem andern zu schaffen. Der Auftrag fällt auf Valentin. „I bin eigentlich a Bläser!“ sagt er. Bläser schaffen keine Pauken fort. Aber, na . . . laatscht hin. Allein geht es nicht. Sein Kollege soll helfen. Und hier wird die Sache durchaus mondsüchtig. „Schaff die Pauke her!“ ruft der Kapellmeister ungeduldig. Der Kollege kneetscht in seinen Bart: „Muß das gleich sein?“ Der Kapellmeister: „Bringt die Pauke her!“ Valentin: „Der Anderl laßt fragen, wann.“ Gleich! Sie drehen sich eine Weile um die Pauke, schließlich sagt der Anderl, er müsse dort stehen, denn er sei Linkshänder. Linkshänder? Vergessen sind Pauke, Kapellmeister und Theateraufführung . . . Linkshänder! Und nun, ganz Shakespearisch: „Linkshänder bist? Alles links? Beim Schreiben auch? Beim Essen auch? Beim Schlucken auch? Beim Denken auch?“ Und dann triumphierend: „Der Anderl sagt, er ist links!“ Wie diesseits ist man selbst, wie jenseits der andre, wie verschieden, wie getrennt, wie weitab! Mitmensch? Nebenmensch.

Sicherlich legen wir hier das Philosophische hinein. Sicherlich hat Valentin theoretisch diese Gedankengänge nicht gehabt. Aber man zeige uns doch erst einmal einen Komiker als Gefäß, in das man so etwas hineinlegen kann. Bei Herrn Westermeier käme man nicht auf solche Gedanken. Hier aber erhebt sich zum Schluß eine Unterhaltung über den Zufall, ein Hin und Her, kleine magische Funken, die aus einem merkwürdig konstruierten Gehirn sprühen. Er sei Unter den Linden spaziert, mit dem Nebenmann, da hätten sie von einem Radfahrer gesprochen — und da sei grade einer des Wegs gekommen. Dies zum Kapitel: Zufall. Der Kapellmeister tobt. Das sei kein Zufall — das sei Unsinn. Da kämen tausend Radfahrer täglich vorbei. „Na ja“,

sagt Valentin, „aber es ist grad einer kumma!“ Unvorstellbar, wie so etwas ausgedacht, geschrieben, probiert wird. Die Komik der irrealen Potentialsätze, die monströse Zerlegung des Satzes: „Ich sehe, daß er nicht da ist!“ (was sich da erhebt, ist überhaupt nicht zu sagen!) — die stille Dummheit dieses Witzes, der irrational ist und die leise Komponente des korrigierenden Menschenverstandes nicht aufweist, zwischendurch trinkt er aus einem Seidel Bier, kaut etwas, das er in der Tasche aufbewahrt hatte, denkt mit dem Zeigefinger und hat seine kleine Privatfreude, wenn sich der Kapellmeister geirrt hat. Eine kleine Seele. Als Hans Reimann einmal eine Rundfrage stellte, was sich wohl jedermann wünschte, wenn ihm eine Fee drei Wünsche freigestellte, hat Karl Valentin geantwortet: „1. Ewige Gesundheit. 2. Einen Leibarzt.“ Eine kleine Seele.

Und ein großer Künstler. Wenn ihn nur nicht einmal die Berliner Unternehmer einfangen! Das Geheimnis dieses primitiven Ensembles ist seine kräftige Naivität. Das ist nun eben so, und wems nicht paßt, der soll nicht zuschauen. Gott behüte, wenn man den zu Duetten und komischen Couplets abrichtete! Mit diesen verdrossenen, verquälten, nervösen Regisseuren und Direktoren auf der Probe, die nicht zuhören und zunächst einmal zu allem Nein sagen. Mit diesem Drum und Dran von unangenehmen Berliner Typen, die vorgeben, zu wissen, was das Publikum will, mit dem sie ihren nicht sehr heitern Kreis identifizieren, mit diesen überarbeiteten und unfrohen Gesellen, die nicht mehr fähig sind, von Herzen über das Einfache zu lachen, „weil es schon dagewesen ist“. Sie jedenfalls sind immer schon dagewesen. Karl Valentin aber nur einmal, weil er ein seltener, trauriger, unirdischer, maßlos lustiger Komiker ist, der links denkt.





Das Parlament

*Ob die Sozialisten in den Reichstag ziehn —
is ja janz ejal!*

*Ob der Vater Wirth will nach links entfliehn,
oder ob er kuscht wegen Disziplin —
is ja janz ejal!*

*Ob die Volkspartei mit den Schiele-Augen
einen hinnmacht mitten ins Lokal
und den Demokraten auf die Hühneraugen . . .
is ja janz ejal!
is ja janz ejal!
is ja janz ejal!*

Die Plakate kleben an den Mauern —

is ja ganz ejal!

mit dem Schmus für Städter und für Bauern:

„Zwölfte Stunde!“ — „Soll die Schande dauern?“

Is ja ganz ejal!

Kennt ihr jene, die dahinter sitzen

und die Schnüre ziehn bei jeder Wahl?

Ob im Bockbiersaal die Propagandafritzen

sich halb heiser brüllen und dabei Bäche schwitzen —:

is ja ganz ejal!

is ja ganz ejal!

is ja ganz ejal!

Ob die Funktionäre ganz und gar verrostet —

is ja ganz ejal!

Ob der schöne Rudi den Ministerposten

endlich kriegt — (das wird nicht billig kosten):

is ja ganz ejal!

Dein Geschick, Deutschland, machen Industrien,

Banken und die Schiffahrtskompagnien —

welch ein Bumstheater ist die Wahl!

Reg dich auf und reg dich ab im Grimme!

Wähle, wähle! Doch des Volkes Stimme

is ja ganz ejal!

is ja ganz ejal!

is ja ganz ejal —!



Die Beleuchter

„Die Haupsache bein Theater is: nur die Ruhe nich valiern! Wat wehrn die denn ohne uns —?

Sehn Se, son Beleuchter kann nich jeda sein; det isn Beruf, der will jelernt sin. Wir missn die Lampen abmontiern und die Leitungen lejn und alles sowas — na ja, det is ja annerswo ooch . . . aber sehn Se, 'n Theater — det is manchmal die reine Verricktenanstalt.

Die Schohspieler sind ja soweit nette Leute — aber wissen Se, die Leite sind ja plem-plem. Mensch, wenn se denn schon komm uff de Probe, imma beleidicht sind se — wir frahren uns ofte: wat ham die bloß? Imma is wat. Mal is een die Rolle zu klein und denn wieda zu groß, und wenn der Regissör sacht: Hier, bei die Stelle, da jehst du hier rieba — denn macht der ein Heck-Meck! Er jehet nich rieba! er bleibt hier stehn, hier uff diesen Fleck! und er jehet bein Direktor, sich beschwern . . . nu sahn Se mal: kann det den Mann denn nich janz gleich sein? Nee — es is wejn die Wirkung.

Neilich, diss war'n Feez! Da hatte Otto ein jenomm, wir wahn vorher drüben bei Beetj jewesen, weil seine Olle hatte Jeburtstag, und da hatte er een ausjejehm. Is jut. Ick kucke noch so uff die Uhr, ick sahre, Kinder! sahre ich, es is hechste Eisenbahn —

die fangen ja sonst drieben ohne uns an! Also wir rieba, ick seh schon imma, wie mein Otto so janz leise schaukelt, na, es war kaum zu merken . . . aber wir wußten doch Bescheid. Immahin: der Mann is ein erfahrener Fachmann, den passiert nischt, da kann er jetroste ein jenomm ham. Is jut.

Indem kommt König uff die Bichne, Paul König, Se wern ja von den Mann jeheert ham — er is sehr beriehm, der Direktor hält jroße Sticke aufn — und an den Ahmt machte er den Hamlet. Un an die Stelle, wo det Jespenst ascheint, wir müssen da imma mächtig aufpassen, un alles stand auch richtig in de Kulissen un bei die Schalter — da heer ick pleglich, wie Schauspieler König imma zu Otton rieba ruft: „Blau! Blau!“ — Un Otto zeicht immer uff sich, wie wenn er meent: „Als wie icke —?“ — „Blau! blau!“ ruft der imma weita — und nu heerten det ooch die annern, und nun fingen wir alle an zu lachen . . . Da schnappte aba Otto in. „Mein Sie mir?“ wird er janz laut rufen — und der Inspizient macht schon: „Psst!“ und „Ruhe!“, un Otto imma weita: „Als wie mir? Was fällt denn den ein?“ un der Feierwehrmann guckt schon rieba, wat hier is . . . und auf eenmal jeht König an die Kulissen und ruft — also wir dachten schon, det Publikum wird det heeren: „Na wollt Ihr nich vielleicht in die Rampe blaues Licht geben —!“ Vor Angst hat Otto denn rot jeschalt, aber es hat keener jemerkt, und wie allens jlicklich vorbei war, da ham se sich denn vasöhnt, und König hat nachher noch bei Beetj einen ausjehehm, und wie Otto is denn nach Hause jejangen . . . also . . . da wah a aba richtig blau —!

Sehn Se, n Theata ohne Beleuchter, det is wie ne Weiße ohne Schuß. Et fehlt was.“



Der Mann, der nicht gut hört

— „Ick heere nemlich n bisken schwer. Der Doktor sacht, ick soll ma lassen schpülen — denn wird et schon. Et wird aber nich. An manche Tahre is ja besser — aber wenn es is rejnerisch un naß, denn is es reine wie wech, mit den Jeheer. Ja. Mit diese Maschinen — diß is ja ooch nichts. Wer will denn immer son schwarzen Kartoffel-puffa ant Ohr haltn, mit sone Schnure — da brilln denn die Leite unten rein, un ohm soll ich heern . . . Nee — det is nischt. Wie mein Sie? Ob et mir steert? Nu, es is lestich is es mitunter.

Sehn Se — da is die Sache mit Kyrig an der Knatter. Da ham doch die armen Jutsbesitzer, die ham da doch nu demonschtriert, newa? Also wie det Uchteil is raus-jekomm — da heest et denn: Alle Mann kriejn Bewährungsfrist, kriejen die . . . also auf deutsch, se brauchen nich zu brumm. Weil es sind feine Herren. Wie mein Sie —? Aba wat nu die Arbeeter sind, zum Beispiel in Ruhrrevier . . . also wenn die sowat madn . . . ich heere imma un heere —: aber von Bewährungsfrist steht da nischt drin! Det muß woll an mein Jeheer liejn. Lestich is diß —!

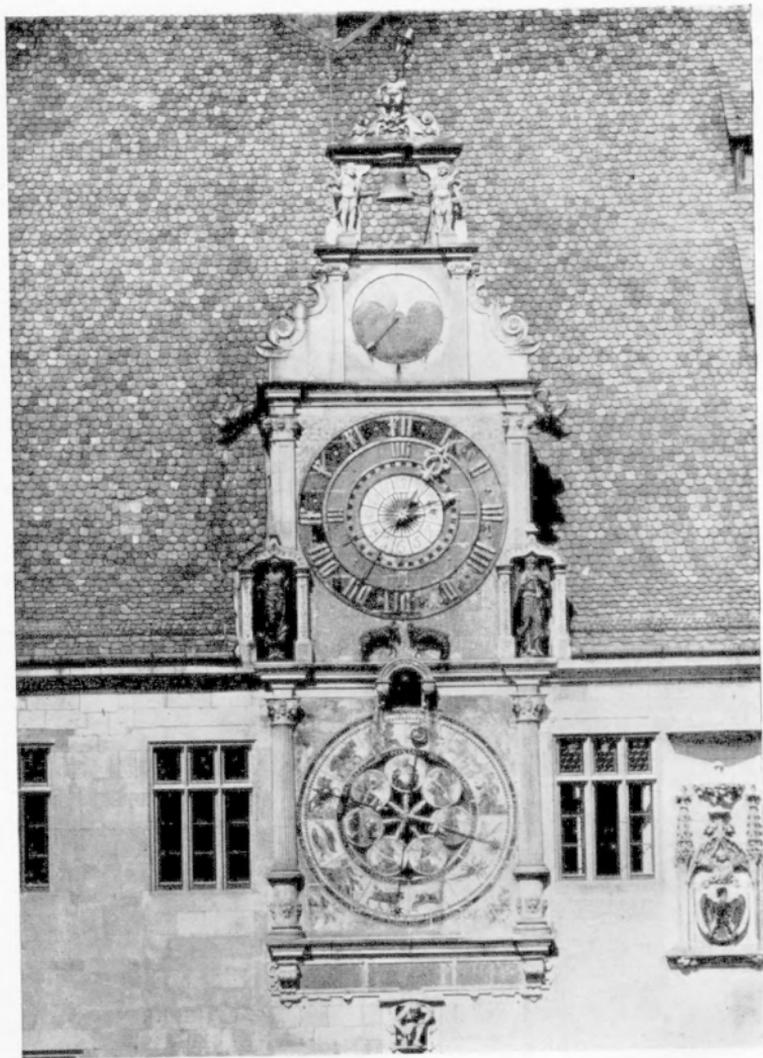
Sehn Se, da sind nu die Sozis, wa? Wie die in de Rejierung jegangn sind, da ham se vorher bei die Wahlen jebrillt: Nieda mit den Panzerkreuzer! Un: Keinen Jroschen dieser Flotte! und so. Wie mein Sie —? Na, un kaum sind se da . . . wumm! wird mein Hermann den janzen Klamauk bewillijen. Na, det Jebrill uff de Ssahlahmde! Mensch, wat ham die anjejem! Aber nu . . . ick horche imma, ich bieje det Ohr nach vorne —: aber ick kann jahnischt heern . . . Det muß woll an mein Jeheer liejn. Lestich is diß —!

Da ham se nu also den ssehnjährijen Erinnerungstach an den neunten November jefeiert, nicha? Ick besinn mir noch ganz genau — ick war damals Untaoffssier in Westn jewesen, da kam Erzberjer bei uns durchjefahn, un da ham se Hoch jerufen, det hatte sich rumjesprochn, wer det wah . . . Na, un er hat et ja denn auch gemacht. Komisch — wennn schief jeht, denn schickn se imma n Zivellistn vor . . . ja. Un die Franzosen solln ihm ja mächtig een aufjedriekt ham; aba Hindenburch hatte gesacht: Jehn Se man, sacht er, ick habe jrade keene Zeit . . . öh . . . un wenn et nicht anners is, denn nehm Sie man allens an! Immer nehm Sie alles an — sacht er. Na, un denn, wie sie Erzberjern denn hinjemacht hattn, da dacht ick: Na — dacht ick — nu wird er doch n Wocht finden, für den Mann . . . schließlich . . . Aba ick heere un heere —: ick heere nischt. Er hat bloß jesacht: Ich habe diesem Erzberger niemals die Hand jedrückt. Ein sojenanntes Demento mori is diß. Ja. Aba sonst hab ick nischt mehr über die Sache jeheert. Det muß wohl an mein Jeheer liejn. Lestich is diß —!

Wie meinen Sie —? Bei die Damen? Och, ick habe enne alte Liebe, die is n bisken dof uff eene Backe; wenn ick det nich alles heere, wat die sacht, is et ganz sheen.

Iebahaupt, ick will Sie mah wat sahrn: Schade, daß der liebe Jott nich vor de Ohrn hat sone Deckels einjericht wie vor de Oohren — wat meinen Sie, wie wohl wer die Leite! Ick brauche det ja nich; wenn ick meine nassn Tahre habe, denn kenn die Leute reden — Einweihungsreden un Parlamentsreden un Predichten un für den Anschluß un jejn den Anschluß un wat se so sahrn, wenn sen Anschluß nich vapassn wolln —: ick heer det nich. Ick kann ja auch bei die Reichswehroffssiere jehn oder bei die Richter — die kenn ooch nich heern, wat man se sacht, un so jleicht sich det aus. Wie mein Sie —? n Satj mit Jeheer? Mach ick:
Je hehr eina uffrickn dut, desto dammlicher wird er. Un det bleibt ihm denn fiert janze Lehm. Juhn Nahmt —!“





Kleines Glockenspiel

*Die Uhr schlägt 12 —
Gott allen braven Lesern helf!*

*Die Uhr schlägt 1 —
Das Zentrum handelt, Hilferding redet . . .
jeder seins.*

*Die Uhr schlägt 2 —
Wenn England einen Raufbold braucht: Deutschland ist allemal dabei.*

*Die Uhr schlägt 3 —
„Es lebe die Republik!“ ist ein zu nichts verpflichtendes Geschrei.*

*Die Uhr schlägt 4 —
Es war einmal ein republikanischer Reichswehroffizier.
(Uhr bleibt vor Angst stehen.)*

*Die Uhr schlägt 5 —
In Deutschland ist man viel zu vernünftig,
sich wegen jeden juristischen Drecks
— die Uhr schlägt 6 —
zu erregen. Laßt uns lieber in die Zuchthäuser abschieben
— die Uhr schlägt 7 —
wer etwas Kommunistisches in die Straßen macht —
die Uhr schlägt 8.*

*Gleich darauf schlägt die Uhr 9 —
Sollte das ein Fehler im Uhrwerk seun?*

*In Deutschland kann doch nichts vor-, da muß alles zurücke gehn —
die Uhr schlägt 10.*

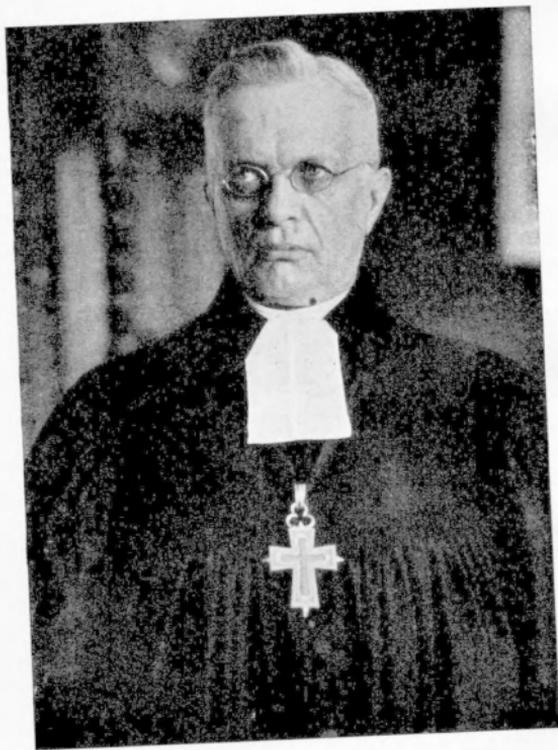
*Die Uhr schlägt 11 —
Ausnahmestand ist ein Zustand und ein schöner Notbeh-11.*

*Die Uhr schlägt 12 —
Gott immer noch allen Lesern helf!*

*Es war einmal ein Sozialist, der tät die Arbeitgeber reizen —
da schlug die Uhr 13!*

*Die Uhr schlug 14, 15, 16, 17, 18, 19 und 20 . . .
Wir wollen die deutschen Brüder in Danzig befreien, wer aber nicht will, ist Danzig.*

*So schlägt die Uhr bei Tage und bei Nacht,
denn dafür ist sie Uhr und als solche auf dem Turm angebracht.
Großfressig nach außen — nach innen verprügeltes Zivil —:
das ist das deutsche Glockenspiel.*



Die Spitzen der Behörden

Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, haben wir uns entschlossen, eine neue Organisation ins Leben zu rufen: den Deutschen Reichs-Behörden-Verleih (DRBV).

In Anbetracht der Tatsache, daß der Deutsche nur gruppenweise vorkommt, daß diese Gruppen sich so lange spalten, bis sich die einzelnen Teile zu einem Reichsbund zusammenschließen;

daß es fernerhin die Hauptaufgabe dieser Reichsverbände ist, Tagungen, Kongresse, Jahresversammlungen und Verbandsfeste abzuhalten;

daß zu jeder dieser Tagungen die Anwesenheit der Spitzen der Behörden unerlässlich ist —:

macht es sich der DRBV zur Aufgabe, die bisher ziellos nebeneinander laufenden Verleihbestrebungen einheitlich zu organisieren, wie folgt:

Es stehen den Entleihern grundsätzlich nachstehende Garnituren zur Verfügung:

Spitzen der Kommunalbehörden	1,50 M. die Stunde,
„ „ Kreisbehörden	1,75 „ „ „
„ „ Landesbehörden	3,— „ „ „
„ „ Reichsbehörden	4,80 „ „ „
Ministerialvertreter	5,10 „ „ „

Bei Abnahme größerer Posten legen wir zwei bis drei Parlamentarier der betr. Länder gratis bei. Bayerische Beamte 10 % billiger.

Die Behördenspitzen werden in sachgemäßer Ausstattung geliefert:

Gediegener Gehrock,
schwarze Hose,
viereckige Schnürstiefel,
stachelhaariger Zylinder,
Stehkragen,
Brille.

Die Entleiher werden gebeten, unsere Leihobjekte pfleglich zu behandeln und sie in demselben Zustand zurückzuerstatten, wie man dieselben anzutreffen wünscht. Be-soffene Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Unser Verleih liefert im allgemeinen nur redende Spitzen; auf besonderen Wunsch geben wir auch plombierte Exemplare ab, doch kosten solche einen kleinen Zuschlag. Die von uns zu liefernde Spitze der Behörde hält an Ort und Stelle eine Ansprache, die so eingerichtet ist, daß sie keinesfalls anstößig wirkt; insbesondere ist eine Be-leidigung von Monarchisten oder republikanisch Andersdenkenden ausgeschlossen. Die von den Spitzen zu haltenden Reden werden von uns vorher genau daraufhin begut-achtet, daß nicht das Geringste in ihnen gesagt ist.

Sämtliche Reden enthalten kürzere, allgemein verständliche Zitate aus unsern werthen Klassikern (bis 1860).

Die Behördenspitzen haben Anspruch auf einen Ehrenplatz sowie auf polizeiliche Abspernung, damit sie dieselbe ungehindert passieren können. Die Spitzen sind tunlichst zu photographieren und der bessern Unterscheidung halber mit einem weißen Kreuz auf dem Bauch zu versehen.

Wir hoffen, mit diesem Auszug aus unsern Betriebsvorschriften dem Deutschen Reich sowie seinem Verbandsleben einen unschätzbaren Dienst erwiesen zu haben.

Eine Störung des Verwaltungsbetriebes ist ausgeschlossen, da sich derselbe immer mehr von den Amtsstuben in die Kongreßsäle verzogen hat. Der Steuerzahler merkt auf diese Weise, daß die Behörden ihre vornehmste Aufgabe darin erblicken, bei festlichen Gelegenheiten von der Schaffung jener Schwierigkeiten abzusehen, für die sie ursprünglich gedacht sind. Wir sind jederzeit gern bereit, mit ersten Referenzen aufzuwarten. Letzte Engagements:

Unser Herr Kultusminister spielt im August:

6. Weimar. Jahrestagung der Damenschwimmriegen entschieden jüdischer Philatelisten.
12. Neu-Jannowitz. Jahrestagung des Bundes der Landwirte mit anschließendem Tänzchen und Steuerstreik.
19. Bitterfeld. Kongreß der katholischen Jungmädchenvereine zur Förderung der Bananenzucht in Oberbayern.
24. Berlin. Tagung der Deutschen Studentenschaft.
25. Berlin. Tagung des republikanischen Studenten.

Der Vorsitzende des Reichsausschusses für Deutsche Leibesübungen, Herr Staatssekretär August Lewald, ist für die nächsten zweieinhalb Jahre nicht mehr frei; doch kann in dringenden Fällen einer seiner Gehörcke verliehen werden.

Von dem Grundsatz, auf die diversen Tagungen nur Fachleute zu entsenden, sind wir abgekommen; wir lassen vielmehr die Spitzen hauptsächlich über das sprechen, wovon sie bestimmt nichts verstehen, also:

- Herrn Stresemann über Musik;
 - Herrn Hilferding über Arzneikunde;
 - Herrn Groener über Schmieröl;
 - Herrn Breitscheid über auswärtige Politik
- und alle über deutsche Kultur.

Indem wir Sie bitten, uns in Ihrem gefl. Bekanntenkreise empfehlen zu wollen,
zeichnen wir

hochachtungsvoll

Deutscher Reichs-Behörden-Verleih

Borowsky Heck



Das Fehlende



Das ist eine Untersuchung von Kindern . . . in einer Landes-Versicherungsanstalt. Ach, die armen Kinder —! Wie ausgemergelt sie aussehen —! Was fehlt ihnen denn? Soll ich Ihnen sagen, was diesen Arbeiterkindern fehlt —?

„Zweite Batterie: Feuer!“ — Rrrrums.

— „In das Schloß kommt der Stab. Requirieren Sie mal vor allen Dingen ein Klavier für Exzellenz — ich glaube, im Schloß ist keins; müssen wohl schon die vorigen rausgetragen haben; verdammte Schweinerei! Also irgendwo im Dorf wird doch wohl 'n Klavier sein, ein Flügel . . . was weiß ich! Wenn bis heute nachmittag um drei kein Klavier da ist, dann laß ich Sie ablösen!“

— Zu Ehren der Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern:

Speisenfolge:

Vorspeisen

Klare Geflügelbrühe

Zander in Dill

Junge Schoten . . .

— „Das ist mir ganz egal! In Feindesland kenne ich keine Rücksicht! Lassen Sie die Obstbäume umschlagen — alle! die ganze Allee! Der Feind muß mit allen Mitteln geschädigt werden! Und vergessen Sie nicht, die beiden Brunnen am Dorfeingang zuzuschütten . . .!“

„Hält! Hundert Eier sind für Exzellenz! Packen Sie das mal in eine Kiste — nein! warten Sie überhaupt, bis die Barkasse nach Kiel fährt — dann tun wir die beiden großen Kisten mit den Lebensmitteln auch noch rein! Die sind für den Privathaushalt von Exzellenz . . .!“

— „Zweite Batterie: Feuer!“

— „Na, da fordern Sie das doch an! Worauf warten Sie? Schreiben Sie:

28 Bestecke,

2 Teppiche,

100 Fensterscheiben, 40 mal 80,

32 Kochkessel (alle Größen) . . .“

— „Dritte Batterie: Feuer!“

— „Vier Tanks, selbstverständlich. Nee, wissen Sie, wir schreiben lieber: achte. Acht Tanks, es ist sicherer. Kommt ja nich drauf an —!“

— „Vierte Batterie: Feuer!“

Was diesen Kindern fehlt —?

Das fehlt diesen Kindern.





Der Kopf im Walde

Ein Neunzehnjähriger ist von der Feme ermordet worden. Der Leichnam ist im Walde verscharrt. Wildernde Hunde haben an der Stelle gegraben und den Kopf freigelegt. Der Kopf spricht:

Hinter Buckow, etwas westlich vom Alten See,
liege ich, dreißig Schritte von der Chaussee.
Meine Kleider sind schon ganz verfault und welk wie Zunder.
Bei dem hiesigen Boden ist das kein Wunder.
Hier ists moorig.

Ich kenne das recht gut.

Ich war doch hier Freiwilliger . . . ich hatte einen Südwestafrikaner-Hut,
und wir hatten Abzeichen und waren national.
Wie kam das doch so auf einmal?

Ja, der Lübecke hatte aufgebracht, daß ich ein Spitzel wäre.
Das ging gegen meine Ehre,
und das war von ihm eine große Gemeinheit.
Er war bloß eifersüchtig auf meine Reinheit.
Denn er machte immer was mit Völkner hinter der Scheune.
Und eines Sommerabends, so gegen halb neune,
da faßte er mich an und wollte mit mir auch einmal.
Aber ich sagte: „Ich melde es dem Korporal —!“
Denn seit zwei Monaten war ich anständig geworden.
Ich war fast der einzige im ganzen Orden . . .
Mir war gleich so komisch . . .

Da! — Wie sie mich wieder umkreisen:
die Ameisen! Die Ameisen!

Mir war gleich so komisch . . . Denn Lübecke wußte das von Bern . . .
(der hat damals bei Rathenau mitgemacht — mit Fischer und Kern),
und Lübecke war furchtbar mächtig in unserm Bund.
Und was er mal gesagt hatte, das tat er auch, und
da habe ich beim nächsten Appell gefehlt.
Und da hat der Lübecke sicher was Gelogenes erzählt.
Und Brüder, unser Kompanieführer, war leider nicht hier —
der war nämlich früher Offizier —

der war nicht da. Das war sehr schade.
Aber der war in Halle auf Parade.
Und da haben sie eine Übung angesetzt im Wald,
damit es nicht auffällt, wenn eine Patrone knallt.
Und da waren auf einmal vier da.
Lübecke nicht. Und sie haben kein Wort gesagt. Und sie kamen ganz nah
auf mich zu und sahen mich bloß an
und sagten: „Du bist kein deutscher Mann —!
Du bist ein Verräter —!“ Und dann kam ein Schlag.
Und einer rief: „Das wird dein letzter Tag,
du Hund!“ Und dann waren sie ganz stumm.
Und ich fiel hin, und sie trampelten noch auf mir herum.
Und dann weiß ich nichts mehr. Doch. Einer hat gerufen: „Was kann da sein?
Wir fallen ja doch nicht rein!“

Herrgott, ich bin mein ganzes Leben lang fromm gewesen.
Laß mich doch hier nicht so ungerächt verwesen!
Laß es doch herauskommen! Sicher steckt der Lübecke dahinter.
Jetzt war schon einmal Sommer, und nun kommt Winter.
Meine Mutter weiß nicht, wo ich geblieben bin . . .
Sie lassen mich sicher suchen, in Amerika oder Tientsin.

Lieber Gott, dir kann ichs sagen:
Wos zu spät ist, weiß ichs jetzt:
Siegreich wolln wir Frankreich schlagen —
alle haben so gehehrt!
Das Hakenkreuz, Gott, ich umkrall es!
Lieber Gott, mein Rufen gellt:
Deutschland, Deutschland über alles!
Über — — —



Deutsche Richter

Von einer Vertrauenskrise der Justiz kann in Wahrheit keine Rede mehr sein. Eine Krise ist jener ungewisse Zustand, in dem sich etwas entscheiden soll: Tod oder Leben — Ja oder Nein. Die deutsche Arbeiterschaft hat entschieden: Nein.

Abgesehen davon, daß es keinen unpolitischen Strafprozeß gibt, weil in der Welt überhaupt nichts unpolitisch ist, darf gesagt werden, daß wir eine Rechtsprechung und eine Rechtsfindung bei politischen Tatbeständen nicht haben.

Bei einer administrativen Maßnahme, etwa der Verweigerung einer Schankkonzession, nimmt kein vollsinniger Mensch an, daß die verweigernde Behörde mit der Begründung ihrer Ablehnung einen objektiven Befund festgestellt habe; sie hat nur vom Verfügungsrecht einer verwaltenden Staatsbehörde Gebrauch gemacht. Die Konzessionsverweigerung entehrt den abgewiesenen Schankwirt nicht, sie besagt auch nichts über das tatsächliche Bedürfnis nach Schankstätten. Ein solcher Beschluß ist nichts als eine Maßnahme der Verwaltung, vorgenommen aus Zweckmäßigkeitsgründen. Folgerungen sind nicht daran zu knüpfen — jede Tätigkeit einer Verwaltungsbehörde sagt nur über sie selbst etwas aus.

So, genau so sind die Gerichtsurteile der letzten Jahrzehnte anzusehn, soweit sie sich mit rein politischen Tatbeständen befassen.

Sie sind ausschließlich als Kampfmomente im Streit der Klassegegensätze zu werten. Das deutsche Volk hat in seiner überwiegenden Mehrheit, soweit es politisch aufgeklärt ist, kein Vertrauen mehr zu dieser politischen Justiz, und sie verdient auch keins.

Daran konnte weder ein feierliches Edikt des geölten Herrn Simons etwas ändern, noch der lustige Gedanke der Bestellung von „Justiz-Pressescheffs“. Wir haben von der offiziellen Pressekonferenz reichlich genug und wissen, was dort im Kriege und nach dem Kriege zusammengelogen worden ist; es ist ein bemerkenswerter deutscher Aberglaube, eine Sache damit zu entschuldigen, daß man ihren technischen Hergang erklärt. Unbeachtlich, wenn von den Justiz-Pressescheffs eingewendet wird, man dürfe nicht in ein schwebendes Verfahren eingreifen; unbeachtlich, wenn auf angeblich vorhandene Bestimmungen hingewiesen wird; unbeachtlich der ganze Hokuspokus großwahnsinnig gewordener Bürokraten. Das Vertrauen zur Justiz, besonders nach den letzten Reichsgerichtsentscheidungen, nach den kümmerlichen Versuchen, Haß gegen politisch Andersdenkende unter dem Deckmantel von Landesverratsprozessen zum Ausdruck zu bringen, ist rechtens verschwunden.

Über die politischen Strafprozesse ist also im Ernst nicht zu reden — ich glaube auch nicht, daß der etwas flau geführte Kampf der reinlichen und gut gemeinten Zeitschrift „Die Justiz“, herausgegeben von Mittermaier, Radbruch, Sinzheimer und Kroner, nützen wird. Deren Programm ist nicht schlecht. Es handelt sich um die Überschätzung der technischen Jurisprudenz in unsrer Zeit und um die Unterschätzung der Menschlichkeit

in der deutschen Rechtspflege. Das ist recht zart gesagt und nicht allzu konkret. Und ganz abgesehen davon, daß der eine Herausgeber der Zeitschrift, Radbruch, in der Praxis versagt hat, und daß ein Mitarbeiter wie Wolfgang Heine ein ebenso bössartiger wie unfähiger Politiker ist, so gehts nicht. Der einzige Ernst Fuchs aus Karlsruhe immer ausgenommen. Ehre seinem Andenken!

Eine deutsche Justizreform ohne die gesetzliche Aufhebung der heute überhaupt erst vorhandenen Unabsetzbarkeit der Richter ist undenkbar.

Wie sieht denn der Eintritt eines idealistischen, jugendlich in die Zukunft stürmenden Referendars in den Richterstand aus?

Der, der neu eintritt, hat immer unrecht. Das fängt im Eisenbahnkuppee an und hört im Berufsstand auf. Die technische Unfertigkeit des Neuen, seine Jugend und vor allem die Tatsache, daß die andern länger da sind als er, setzen ihn zunächst in die schwächere Position. Er muß sich „einarbeiten“, wobei das: „Wir haben das hier immer so gemacht“ und „Ich gebe Ihnen die Weisung . . .“ dominierende Rollen spielen. Zunächst also ist er machtlos. Dann wird er vom schleichenden Gift der Routine imprägniert, und wenn er einmal später in eine leitende selbständige Stellung kommt, ist es meist zu spät. Und lökt er da gegen den Stachel, so ist erfahrungsgemäß seines Bleibens in der Gruppe und im Stand nicht mehr allzulange. Oder aber, er darf bleiben: unter so entwürdigenden, seine Arbeit so erschwerenden Umständen, daß er den ungleichen Kampf aufgibt und quittiert.

Tatsächlich ist bei den Richtern die Auslese, die der Stand erbarmungslos vornimmt, gefährlicher und schlimmer als bei der ihnen gesinnungsverwandten Reichswehr. Es liegt bei beiden der Fall einer klaren Kooption vor: die Gruppe wählt sich hinzu, wer sich dem Gruppengeist anpaßt — immer adäquate, niemals heterogene Elemente. Das fängt bei der Justizprüfungskommission an, und mit dem feinen Siebe der Personalreferenten gehts weiter. Das Resultat ist dieser Richterstand.

Der deutsche Richter schaut durch die Brillengläser seiner Klasse: des mittleren und gehobenen Bürgertums. Was sich darüber und darunter bewegt, findet kaum Platz im Richterstand und hat als Opfer und Objekt wenig Aussicht, vor Gericht verstanden zu werden — von Außenseitern sehe ich ab. Und innerhalb dieses mittleren Bürgertums ist es wiederum der starre, der hölzerne, der eingeengte Typus, jener, der von Hunderten von Tabu-Gebräuchen umgeben ist und in Schranken liegt, die er sich zu seiner Sicherung selbst aufgerichtet hat, genährt von einer Strafpsychologie, die der alte Villers in seinen „Briefen eines Unbekannten“ einmal so formuliert hat: „Jedes du sollst — heißt: ich kann nicht. Jedes du sollst nicht — heißt: ich darf nicht.“

Kollektivurteile sind immer ungerecht, und sie sollen und dürfen ungerecht sein. Denn wir haben das Recht, bei einer Gesellschaftskritik den niedersten Typus einer Gruppe als deren Vertreter anzusehen, den, den die Gruppe grade noch duldet, den sie nicht ausstößt, den sie also im Gruppengeist bejahend umfaßt. Also ist der bestedliche



Richter niemals als Typus des deutschen Richters zu nennen; sollte jemals ein solcher Fall vorkommen, so darf er dem deutschen Richterstand nicht aufs Konto geschrieben werden, weil der einen bestechlichen Justizbeamten ohne Gnade ausschloesse. Übrigens ist zu sagen, daß diese lächerliche Überbetonung einer Selbstverständlichkeit: nämlich der Unbestechlichkeit, Ablenkung vom Wesentlichen ist. Keine Kindermißhandlung begangen zu haben, heißt noch nicht tugendhaft sein.

Es darf vom mittleren Typus des deutschen Richters gesagt werden, daß ein geistig und intellektuell gehobener Mensch wenig Aussicht hat, mit ihm während einer Verhandlung Kontakt zu bekommen. Abgelehnt sein Pathos und seine Versuche, Moral zu predigen; abgelehnt sein sittliches Empfinden und sein Humor; abgelehnt seine Reaktion auf Schmerz, Freude, Leid und Autorität; abgelehnt seine Bilder an der Wand, seine Frau, seine Ferienstunden, abgelehnt die Luft, in der er lebt, das Bier, das er trinkt, die Kinder, die er erzieht. Abgelehnt sein Geist, abgelehnt seine Kaste, abgelehnt seine Welt.

Bezeichnend sind die Gehilfen, die er sich holt. Das nachtwanderisch sichere Gefühl der Gerichtsbeamten für Schöffen und Geschworene bevorzugt kleinköpfigen, bramsigen Mittelstand, Untertanen, die einmal, wie Polgar das genannt hat, den Obertanen spielen wollen. Jeder umgibt sich nur mit sich selbst, und steht unsereiner vor denen, so findet er eine fremde Welt.

Warum hat denn niemand den Mut zu sagen, daß Hunderttausende von Angehörigen der freien Berufe, Hunderttausende von aufgeklärten Arbeitern mit diesen Richtern überhaupt nichts mehr zu tun haben, daß sie durch Lichtjahre der Entfernung von ihnen getrennt sind, und daß natürlich jeder von uns mit irgendeinem erfahrenen Verteidiger, mit einem fortgeschrittenen Deutschnationalen, mit einem gewandten Auslandskaufmann bei aller Verschiedenheit der politischen Auffassung rascher in Verbindung kommt als mit einem Landgerichtsdirektor? Wir sprechen zwei Sprachen, wir denken zwei Gedankenreihen. Man stelle sich vor, daß die Opfer der Justiz mit einem solchen Richter etwa eine Nordlandreise zusammen unternehmen sollten: vom Mondaufgang bis zum Trinkgeld gäbe es eine einzige Kette von Mißakkorden und Dissonanzen. Sie redeten aneinander vorbei.

Und weil unsereiner im Richterstand nur so vereinzelt vertreten ist, daß meist schon nach wenigen Jahren Assimilation eintritt, so daß der Fortschrittsmann Schulz als Referendar noch angeht, aber schon als Amtsrichter nicht mehr wiederzuerkennen ist: deswegen lehnen wir den Geist dieses Richtertums ab, weil wir, wenn schon demokratisch gedacht werden soll, das volle Recht beanspruchen, auch unsererseits dort vertreten zu sein, wo man „im Namen des Volkes“ zu urteilen vorgibt. Das Volk hat aber mit dieser Rechtsprechung nichts zu tun.

Fühlt sich jedoch diese Richterkaste diktatorisch, geht man dem Gedankengang eines Juristen nach, der sich souverän wähnt, weil er seine paar Examina bestanden und die

Billigung seiner Kaste gefunden hat, so wäre dann wenigstens eines zu fordern: Diktatur der Besten. Die hätten das Recht, im Interesse des Guten eine Majorität zu tyrannisieren. Wie aber sehen diese Despoten aus?

Man sehe sich diese Richter an, man höre diese Menschen sprechen, und man wird finden, daß ganze Literaturen umsonst geschrieben sind, daß unsre Bäume nicht für sie blühen, unser Gelächter nicht für sie lacht, unsre Tränen nicht für sie fließen. Wir sind so weit von ihnen entfernt, wie ein Planet vom andern, wir haben nichts mit ihnen zu tun. Und wir wollen nichts mit ihnen zu tun haben.

Was unsre Justizreformer, die sich vielfach aus Anwaltskreisen rekrutieren, vorbringen, ist Übersetzung der eignen Gedankengänge in die fremde Sprache der Richter, ist taktisch schlauer Versuch, den Gott durch Opfer milde zu stimmen, ihm leise das Schwert schartig zu machen, ihn vom Gebrauch des Donnerkeils abzulenken.

Reform von oben gibt es nicht. Ein selbst fortschrittlich gesinnter Justizminister schwimmt schillernd wie Öl auf dem Wasser, aber Wasser und Öl vermischen sich nicht. Reform von unten ist auf friedlichem Wege nicht möglich, denn es hieße, die einfachsten Vorgänge in einer Gesellschaftsgruppe ignorieren, wollte man an rasche grundlegende Veränderungen von innen her glauben, die nicht in äußeren Umständen ihre Voraussetzungen haben. Also ist diese Justiz, von einer Klasse über unterjochte Klassen ausgeübt, nicht durch gutes Zureden langsam zu verbessern, nicht durch Flickwerk sachte zu korrigieren.

Der Grundfehler des Verhaltens der deutschen Richter liegt in der völlig abwegigen Vorstellung von dem, was sie Strafrecht nennen.

Es gibt kein staatliches Recht des Strafens. Es gibt nur das Recht der Gesellschaft, sich gegen Menschen, die ihre Ordnung gefährden, zu sichern. Alles andere ist Sadismus, Klassenkampf, dummdreiste Anmaßung göttlichen Wesens, tiefste Ungerechtigkeit. Besteht man die Nervenprobe, einer deutschen Gerichtsverhandlung beizuwohnen: mit dem überheblichen Ton des Richters, der verächtlichen Behandlung der Verteidiger, der Primadonnenrolle des Staatsanwalts und der Ungezogenheit der Gerichtsdienere —, so ist man versucht, jeder ethischen Reflexion des Richters ein „Eben nicht!“ überzuziehen. Die dort geäußerten sittlichen Maximen stehen auf dem Niveau eines mittleren Konfirmandenunterrichts und muffen nach Kaserne, kleiner Beamtenwohnung und Pastorenehe. Da trägt der Bestohlene einen Teil der Schuld, wenn er es dem Dieb „durch leichtsinniges Herumliegenlassen seiner Sachen“ leicht gemacht hat; da ist der außer-eheliche Verkehr unsittlich und belastet jeden Angeklagten; da ist der Mangel deutscher Staatsangehörigkeit ein strafverschärfender Umstand, wie überhaupt bei der Motivierung von Urteilen die Zeile jenes Trinkliedes herangezogen werden kann, die da fragt, warum man trinken solle: „Siebentens: jeder andre Grund“: Psychoanalyse, Sexualeforschung aller Grade, sie können hundertmal hohle Tempelsäulen umgestoßen haben — das gilt nur außerhalb der Gerichtsgebäude.

Man muß hören, wie Staatsanwälte ums Verrecken nicht Frau Graßmann, sondern immer „die Graßmann“ sagen; man muß hören, wie Richter mit Angeklagten umgehen, um zu ermessen, aus welcher Öffnung diese trübe Justizquelle fließt. Man muß sehen, wie etwa Polizeibeamte von den Richtern noch aufgereizt werden, das Publikum so schlecht wie möglich zu behandeln; man muß hören, wie „Widerstand“ nicht nur als Delikt, sondern als Sakrileg geahndet wird. Man muß die feine oder blöde Beeinflussung der Zeugen durch suggestive Fragen hören: wie die Antwort in die Zeugen hineingepreßt wird, wie unbequeme Zeugen vom Staatsanwalt in ungehöriger Form angefahren werden, wie der Richter mit ihnen umspringt, wie keiner das oberste Gesetz einer Vernehmung kennt: den Mund zu halten und zuzuhören. Sie haben ja auch wenig wahre Opposition. Gewohnt, mit gerissnen Verteidigern zu tun zu haben, die die ehernen Gesetze der Taktik befolgen: bei vollendetem Mord den Getöteten als ein Scheusal hinzustellen, bei versuchtem Mord von dem noch lebenden Opfer nett zu sprechen; gewohnt, immer nur mit Menschen zu diskutieren, die unter grundsätzlicher Anerkennung der richterlichen Macht sie nur umgehen wollen, denken diese Richter über die Basis dessen, was sie tun, überhaupt nicht mehr nach. Kleine Funktionäre biegen das Leben nach den Begriffen des Strafgesetzes zurecht, und man fragt sich selbst in Berlin oft, wo diese Menschen eigentlich ihre Freizeit zubringen und ob sie denn gar nicht wissen, wie es draußen in der Welt richtig zugeht und was des Landes der Brauch ist. Ein Blick auf die Uhr, halb eins! fertig werden, fertig werden. Man nehme noch den Wahnwitz hinzu, der da die Richter glauben läßt, ein Freispruch sei nicht nur eine Niederlage des Staatsanwalts. Derselbe Richter, der hundertmal an den schematisch gefaßten „Eröffnungsbeschlüssen“ mitgewirkt hat, glaubt beim Anblick seines Angeklagten ernsthaft, „irgend etwas müsse schon an der Sache dran sein, denn sonst stände der Kerl ja nicht hier!“ Über die anfechtbaren Vernehmungsmethoden von Polizei, Staatsanwaltschaft und Untersuchungsrichtern während des Vorverfahrens, von dem stillen, zähen und kleinlichen Feldzug, der da gegen Angeschuldigte und Angeklagte im Halbdunkel geführt wird, weiß er nichts; nichts von der Wehrlosigkeit, in der Ungeübte im Frühstadium solcher „Rechtsvorgänge“ zappeln; nichts vom bössartigen Ausschluß der Verteidiger, denen man die Akteneinsicht so schwer wie möglich macht . . . davon ist unserm Richter nichts bekannt. Auch nichts von der Wirkung der Strafen, die er verhängt: ich bestreite, daß es mehr als dreißig Strafrichter in Berlin gibt, die überhaupt begreifen, welch Unterschied zwischen den drei und vier Jahren Zuchthaus ist, die sie täglich verhängen. Was wissen denn die Talare vom Strafvollzug —? Das, was im Examen darüber gefragt wird. Gar nichts.

Der deutsche Richter hat sich aus der Seele seiner Kaste und der Lebensanschauung seiner Gruppe einen Ideal-Angeklagten konstruiert: den artigen. Dieses Fibelvorbild, das da vorgestellt wird, beherrscht den gesamten deutschen Strafprozeß, bis herauf zum Reichsgericht. „Der gute Sohn, der seine Mutter unterstützt“; „der verheiratete Mann,

der mit einer Frauensperson eine Reise nach London unternimmt“ — diese verlognen Lebensbilder, die da aufgerollt werden, stehen durchaus auf dem Niveau ihrer Hersteller. Kleine Leute, kleine Leute. Die tiefste Sexualmoral: die des Neides; die platteste Beurteilung von Motiven — das regiert. Richterliche Sittenzeugnisse sehen meist aus wie Dienstzeugnisse für einen Kuhknecht, dessen Treue, Arbeitsamkeit und Bescheidenheit von einer Gutsherrschaft gerühmt werden, die diese nützlichen Eigenschaften sehr von oben herab, wohlwollend und streng feststellt. Die Tatsache, daß ein des Mordes Verdächtiger nachts liest, am Tage schläft und zwei Frauen zu gleicher Zeit liebt, dürfte den Mann ziemlich erledigen. Dergleichen wiegt schwerer als alle Indizien, die ihm vorgehalten werden. Er hat sich — und das scheint mir das Allerschlimmste — gegen diese Anwürfe auch noch zu verteidigen. Es sind Straftaten, die ihm so vorgeworfen werden; von der Seite des Verteidigers fällt kein Wort und darf aus taktischen Gründen keines fallen, das grundsätzlich die Berechtigung des Richters zu solchen Moralausflügen bestreitet und grade die sittliche Ebene, auf der das Tribunal hockt, zerschlägt. Artig soll der Angeklagte sein, ein Untertan, ein Fibelkind, in den Augen jenen hündischen Ausdruck, mit dem deutsche Soldaten vor ihren Schindern stramm stehen mußten. Hände an die Hosennaht! Stehlen darfst du.

Etwas ganz und gar Grausliches, wenn die „akademische Bildung“ einem falsch deutsch sprechenden, einem unbeholfen nach Worten suchenden Angeklagten gegenübergestellt wird — wenn teutonisch geredet wird, in albernen und billigen Phrasen, mild stiefväterlich, stets die Burschenschaft oder den Stammtisch als imaginären Zuhörer . . . das geht bis zum geschmacklosen Hohn, bis zu kindischen Feststellungen, die nicht zur Sache gehören und für die so ein Richter aus dem Amt gejagt werden müßte. Und aus alledem spricht immer, immer: „Wozu halte ich mich eigentlich solange mit Ihnen auf? Mein Urteil ist längst fertig.“ Worauf zu antworten: Also warum dann noch die Verhandlung? Warum nicht eine Postkarte mit dem Urteil frei ins Haus gestellt? Und eine Gegenfrage: Warum wirst du überhaupt Richter, wenn es dich langweilt, zuzuhören; wenn es dich reizt, daß sich Leute verteidigen; wenn es dich eckelt, dich mit ihnen abzugeben —?

Fassunglos das Staunen, daß es Diebe und Mörder gibt — wie falsch klingt der Schall über dem Kopf zusammengeschlagener Hände, welche Verworfenheit! wie konnten Sie! . . . als sei es das erste Mal, daß in einer Großstadt eingebrochen, gestohlen, vergewaltigt, betrogen wird. Immer wieder fällt ein gewisser Richtertypus aus allen Himmeln der Wohlanständigkeit. Auszubaden hat das Erstaunen der Angeklagte.

Ein deutliches Symptom der Klassenauswahl und des Gruppengeistes ist die Stellung des deutschen Richters zu jeder Autorität. Man betrachte sich tausend Strafprozesse: man kann darauf schwören, daß sich der deutsche Richter in allen, in ausnahmslos allen Fällen der Autorität annimmt und nicht nur der staatlichen; daß er dem, der auch nur irgendeine vermeintliche oder wirkliche Autorität ausübt, volles Recht gibt. Noch



die schlimmsten Mißbräuche und Ausschreitungen wird er entschuldigen, wenn es sich nur um einen „Vorgesetzten“ handelt. Ein Gutsknecht zerschlägt seinen Peitschenstock auf dem Rücken des Hütejungen; da kann ein deutscher Richter nichts machen oder doch nur wenig: denn wohin kämen wir, wenn der „Oberaufseher“ dem „Unteraufseher“ nicht beibrächte, daß es in Deutschland eine soziale Stufenleiter gibt? Man sehe sich daraufhin die Strafprozesse an, und man wird finden, daß in fast allen Fällen der „Vorgesetzte“ recht bekommt.

Daher auch die schmählich milden Urteile in den Kindesmißhandlungsprozessen. „Die väterliche Autorität . . .“ eben weil diese sehr diskutabile Autorität mißbraucht worden ist, sollte ein unmenschliches Ehepaar, eine Megäre von prügelnder Mutter für so viele Jahre im Zuchthaus sitzen, wie das geschlagne Kind Tränen geweint hat. Je engstirniger, je kleiner, je schmalhorizontiger der Standpunkt eines Menschen — um so unnachgiebiger wird er vertreten. Und was so maßlos in diesen kleinen Prozessen reizt, wo sich die Richterschaft überhaupt nicht kontrolliert fühlt, ist die Überheblichkeit des Tones. „Sie hätten —“, „Sie sind ein ganz . . .“ Aber der Richter irrt sich. Er ist gar nicht berufen, sittliche Urteile abzugeben, zu denen er unter den heutigen Verhältnissen weder qualifiziert noch legitimiert ist. Niemand hat ihn nach seiner unmaßgeblichen Meinung gefragt.

Nun ist nicht einmal Berlin für die Beurteilung des deutschen Richterstandes sehr maßgeblich. In einer großen Stadt sind, bei aller Grauenhaftigkeit, die Umgangsformen der Richter, Milieu und Luft doch ein klein wenig menschlicher; das Verfahren ist mitunter wenigstens einigermaßen liberal, wenn nicht in der Sache, so doch in der Form. Auch sind die Erfahrungen, die Publizisten und Politiker vor Gericht gemacht haben, nicht sehr wesentlich, weil da die Möglichkeit der öffentlichen Beschwerde besteht, so daß ein ausgesprochen ungehöriges Verhalten der Richter in solchen Fällen — unter dem Kaisertum — Ausnahmefälle waren. Seit 1918, in dieser Republik, bei dieser politischen Opposition, genieren sich die Herren weniger.

Die verfehlte Prozeßführung des deutschen Richters ist aus seiner Gruppenauslese herzuleiten, und es kann niemals besser werden, wenn Vorbildung und soziologische Auswahl nicht von Grund auf geändert werden. Angemerkt mag sein, daß der heutige Typus noch Gold ist gegen jenen, der im Jahre 1940 Richter sein wird. Dieses verheßte Kleinbürgertum, das heute auf den Universitäten randaliert, ist gefühlskälter und erbarmungsloser als selbst die vertrockneten alten Herren, die wir zu bekämpfen haben. Während in der alten Generation noch sehr oft ein Schuß Liberalismus, ein Schuß Bordeaux-Gemütlichkeit anzutreffen ist, ein gewisser Humor, der doch wenigstens manchmal mit sich reden läßt, lassen die kalten, glasierten Fischaugen der Freikorpsstudenten aus den Nachkriegstagen erfreuliche Aspekte aufsteigen: wenn diese Jungen einmal ihre Talare anziehen, werden unsre Kinder etwas erleben. Ihr Mangel an Rechtsgefühl ist vollkommen.

Ich fasse zusammen:

Die Kaste, aus der sich der deutsche Richterstand rekrutiert, repräsentiert nicht dasjenige Deutschtum, das etwa von Goethe über Beethoven bis Hauptmann jene Elemente enthält, um derenwillen wir das Land lieben, um derenwillen wir gern deutsch sprechen, um derenwillen wir der geistigen Einheit Deutschland angehören. Der Richterstand, so wie er da ist, repräsentiert nur einen klassenmäßigen Ausschnitt aus dem Lande; er ist das Resultat einer Auswahl von Menschen, die nicht berechtigt sind, im Namen des Volkes Recht zu sprechen: sie sollten es in ihrem eignen tun. Satz für Satz, Begründung für Begründung, Idee für Idee sind ihre in den Urteilen niedergelegten Anschauungen bekämpfenswert, widerlegbar, zu verwerfen. Ihr subjektiv guter Glaube ist in vielen Fällen zuzugeben: die Wirkung ihrer Tätigkeit ist unheilvoll. Gibt es keine Gegenwehr? Es gibt nur eine große, wirksame, ernste: den antidemokratischen, hohnlachenden, für die Idee der Gerechtigkeit bewußt ungerechten Klassenkampf.

Daneben gibt es einige kleine Mittel, Vorschläge, Pillen und Mixturen für jene unheilbare Krankheit.

An kleinern Mitteln seien genannt:

Schutz durch öffentliche Kontrolle. Diese öffentliche Kontrolle ist zurzeit dünn. Zunächst setzt die vom Vorsitzenden ausgeübte „Sitzungspolizei“, die keine Ausschreitung der Gerichtsdienner, wohl aber das leiseste Wackeln eines Zuschauerkopfes bemerkt, jeden Richter in die Lage, sich unbequeme Publizisten vom Halse zu halten. Beschwerden dagegen werden vom Kollegen, also unsachlich erledigt.

Immerhin wäre die Beaufsichtigung der Gerichtsverhandlungen durch die Presse recht förderlich, besonders in den kleinern Städten. Es ist eine von den Zeitungen aller Schattierungen fast durchgängig vernachlässigte Pflicht, diese Kontrolle durch eigne gesinnungstüchtige und kenntnisreiche Leute ausführen zu lassen — dazu gehören freilich Männer von Menschenkenntnis, juristischer Vorbildung und mit einer Feder versehen, die ein lesbares Deutsch zu schreiben versteht. So aber benutzen fast alle diese Blätter bis herauf zu den größten Tageszeitungen irgendeine Korrespondenz, die, sachlich nicht immer einwandfrei, eine fade und verlogene politische Neutralität aufweist, und die so keine Möglichkeit der Kritik des öffentlichen richterlichen Verhaltens bietet. Auch hat ein gut Teil der Korrespondenzangestellten das Geschäftsinteresse, es mit den Richtern nicht zu verderben.

Ferner ist als mindeste Abschlagszahlung bei der Reformierung unsres minderwertigen Strafprozeßrechtes die Öffentlichkeit des Verfahrens zu fordern. Der hilflose Untersuchungsgefangene ist der schlimmsten Willkür ehrgeiziger Kriminalkommissare und Untersuchungsrichter ausgeliefert, die oft Haft verhängen oder aufheben, ohne daß mehr als Vorwände dazu vorhanden sind und die alle von dem fressenden Ehrgeiz passionierter Jäger befallen sind, nicht: die Wahrheit zu suchen, sondern: ein Wild zu

jagen. Es erscheint ihnen als eine persönliche Kränkung, wenn der Angeschuldigte unschuldig aus der Sache herauskommt oder wenn er, was sein gutes und bestes Recht ist, lügt, daß sich die Balken biegen. Es ist immer wieder merkwürdig, zu sehen, wie kleine Angestellte großer Organisationen den Gruppenstolz hochhalten, wie sie bei kümmerlichem Gehalt wenigstens für die Ehre ihres Ladens eintreten, und so wird auch das leiseste Symptom von Aufsässigkeit zum Schaden des Angeschuldigten auf das Konto der Sache böse verrechnet. Was in Vorverhandlungen gesündigt wird, weiß der Jurist am besten, er will es aber nicht wissen.

Denn hier im Vorverfahren zeigt sich so recht die Unsicherheit in Rechtssachen, in der man den deutschen Untertan bewußt leben läßt. Fragen Sie unter Ihren Bekannten, ob einer polizeilichen Aufforderung, auf das Revier zu kommen, Folge zu leisten ist und wann: Niemand wird Ihnen über diesen Alltagsfall Bescheid geben können, und niemand weiß, daß, von geringen Ausnahmen abgesehen, die Polizei zu solcher Vorladung im vorbereitenden Verfahren nicht berechtigt ist, und daß ihr gegenüber keine Aussagepflicht besteht. Fragen Sie, ob es eine solche Aussagepflicht von Angeschuldigten im Vorverfahren gibt oder nicht: neunzig von hundert Deutschen werden sich durch einen kleinen Amtsrichter einschüchtern lassen, wenn dieser mit ihnen ein Protokoll aufnehmen will, und keiner wird ahnen, welche Schlingen und Fallen in der Formulierung eines Protokolls stecken können. Davon weiß der Schulunterricht nichts, davon wissen die Fortbildungsschulen nichts. Die kümmerlichen Rechte der Deutschen, die ihnen die sogenannte „Verfassung“ garantiert, sind so gut wie unbekannt, und die wenigen Kautelen, die die Strafprozeßordnung dem Angeklagten reserviert, sind es erst recht. Die deutsche Strafprozeßordnung liest sich im großen ganzen wie die Lieferungsverträge, die sich bei uns eingebürgert haben: was auch immer geschieht, geht zu Lasten des Bestellers, und die ausführende Firma haftet für gar nichts. Genau so ergeht es dem Angeklagten: er wird vom Augenblick der ersten Vernehmung an wie eine Schachbrettfigur im Verfahren hin- und hergeschoben und hat darin nicht viel zu vermelden. Weil aber die regierende Kaste die regierte Schicht gern in Unkenntnis darüber läßt, wie die Ausweismarken von Kriminalbeamten und wie die staatsbürgerlichen Rechte von Steuerzahlern aussehen, um so einer Ausbeuterorganisation den Nebel nationaler Metaphysik zu lassen, deshalb weiß noch nicht der hundertste Deutsche, wie er im Strafverfahren um sein bißchen Recht gebracht wird. Hier tut Aufklärung not.

Da diese Aufklärung freiwillig nicht gewährt werden wird, so ist es Sache der proletarischen Organisationen, vom Klüngel abgesprengte und gesinnungstüchtige Juristen ihren Zwecken dienstbar zu machen und den Arbeitern wenigstens den allernötigsten Rechtsschutz zu gewähren, damit sie nicht ganz ungestählt in den Kampf mit dem bürgerlichen Richter eintreten.

Es täte, beiseite sei es gemerkt, auch gut, wenn fortschrittliche Organisationen ihre

Anhänger öfter in die Gerichtsgebäude schickten. Die meisten Leute besuchen keine Strafprozesse, machen sich von der Luft, die da herrscht, keine Vorstellung, und weil es ihnen an juristischer Vorbildung mangelt, sprechen sie bei Diskussionen ins Blaue, ohne den Gegner zu treffen.

Im Kampf gegen die Diktaturjustiz ist ferner wichtig, ihr den kleinen Rest von Vertrauen, die sie hier und da noch genießt, zu nehmen.

Noch immer wird dem Spruch eines Gerichtes, besonders in politischen Strafprozessen, zu großer Wert beigemessen. Diese Akte ist mitunter über ihrem wahren Wert notiert. Hat ein deutsches Gericht in politischen Strafsachen seinen Spruch abgegeben, so ist es unsre Pflicht, alle tatsächlichen Feststellungen, die dort getroffen worden sind, zu ignorieren. Es ist grundfalsch, irgendwelche Folgerungen an diese Verwaltungsmaßnahmen zu knüpfen. Diese Urteilsprüche zählen nicht.

Ganz besonders gilt das, wenn es sich um Diffamierung oder Freispruch von Angehörigen der herrschenden Klasse handelt. Es ist bedauerlich, daß die SPD, und große sogenannte republikanische Verbände nicht den Mut aufbringen, sich den völlig gleichgültigen Anschauungen von Ehre und Patriotenpflicht, die diese Richter proklamieren, zu entziehen. Was diese Richter Landesverrat nennen, berührt uns nicht. Was sie als Hochverrat ansehen, ist für uns keine unehrenhafte Handlung. Was sie als Meineid, Aktenbeschädigung oder Landfriedensbruch deklarieren, läßt uns völlig kalt. Man sollte die Opfer solcher Rechtssprüche in der Arbeiterbewegung besonders auszeichnen, schon um zu zeigen, daß jene in den Talaren nur physische Gewalt auszuüben vermögen, und auch die nur heute. Als selbstverständliche Voraussetzung, die von den mich zitierenden nationalen Zeitungen fortgelassen werden wird, ist die persönliche Sauberkeit der politischen Kämpfer zu fordern. Und sie sind sauber, wenn sie diese Straftaten lediglich im Interesse des Klassenkampfes begangen haben.

Die moralische Wertung, die der deutsche Richter auch in scheinbar unpolitischen Strafprozessen seinen Opfern angedeihen läßt, ist politisch. Was er schädlich nennt, kann schädlich sein. Gewöhnlich ist es gut. Was er für strafverschärfend hält, ist für uns gleichgültig, meistens ist es strafmildernd. Das moralische Recht, der moralische Fortschritt, die sittliche Erziehung des Volkes werden nicht auf deutschen Universitäten gelehrt, nicht von deutschen Gerichten stabilisiert. Die kalte Härte des Reichsgerichts in allen Sittenfragen, seine völlige Verständnislosigkeit den Forderungen des Lebens gegenüber, seine scheinbare Objektivität, die niemals eine gewesen ist, gibt uns das Recht, dieser Richterklasse jede Qualifikation zur moralischen Erziehung des Volkes abzuspochen. Es ist ja nicht wahr, daß die Reichsgerichtsräte lediglich dem kodifizierten Recht zur Wirkung verhelfen, die Voraussetzungen oben in den Justizapparat werfen und unten auf das Resultat warten: denn es gibt kein Strafverfahren, wo nicht an einem bestimmten Punkt das Gefühl mitspricht, die Erziehung, die Klassensinnung; und weil in diesem kritischen Augenblick besonders der Reichs-

gerichtsrat die Nadel nach rechts pendeln läßt, woran er subjektiv unschuldig sein mag, woran aber die Kaste, die ihn hochgepöppelt und eingesetzt hat, schuldig zu sprechen ist —: deshalb lehnen wir die geistige Legitimation dieser Richter zur Erteilung irgendwelchen Rechtes ab und pfeifen auf ihre Richtersprüche.

Es hat immer eine Minorität von anständigen Juristen gegeben, die gegen die Untaten ihrer Kollegen, gegen die offenkundigen Mängel des Systems, gegen ein größtensinnig gewordenes Strafrecht gekämpft haben. Aber mit welchen braven Mitteln! Ich glaube nicht an eine Evolution im Strafrecht. Administrative Evolution ist ein Schlagwort für Ängstliche. Seine Erfolglosigkeit ist durch die Zahl eines Jahres bewiesen, in dem man nicht gewagt hat, diese Beamten und diese Richter auf die Straße zu setzen, „weil sie doch die Bestimmungen so schön kannten“: 1918.

Es gibt, um eine Bureaucratie zu säubern, nur eines. Jenes eine Wort, das ich nicht hierhersetzen möchte, weil es für die Herrschenden seinen Schauer verloren hat. Dieses Wort bedeutet: Umwälzung. Generalreinigung. Aufräumung. Lüftung.

Erwachsene lernen nicht mehr zu. Zu warten, bis sich die historische Strafrechtsschule, die Universitäten, Hergt und Ebermayer dazu bequem haben, von der Dreistigkeit zu „strafen“ abzustehen und nur die Gesellschaft und nicht nur ihre Klasse zu schützen —: das dürfte teuer erkaufte sein. Erkaufte mit der Qual Zehntausender, die gepeinigt werden, noch unter dem Niveau ihrer Taten, gequält und wehrlos einem schlecht bezahlten oder gar aus höhern Militärkreisen gewählten Gefängnispersonal ausgeliefert. Diese Strafen sind keine Sühne. Das hat kaum einer verdient, was diese Gefangenen heute an moralischer Qual durchmachen müssen. Diese Strafen sind auch keine Abschreckung; das beweist die Praxis. Sie sind keine Besserungsversuche; darüber kann nur ein Pfarrer schwätzen, der nie ein Gefängnis gesehen hat. Sie sind Qual auf der einen Seite — Sadismus, Herrschsucht, Faulheit und Lässigkeit auf der anderen.

Und gegen diese Vereinigung von Menschen, die sich eine Macht anmaßen, die ihnen niemand gegeben hat, gegen diesen Haufen dickköpfiger Burschen, deren Qualifikation einzig darin besteht, daß sie sie zu haben glauben, und deren Gruppenzugehörigkeit man nicht gegen ihren Willen erwerben kann — gegen diese Zahl von Männern, die einen Selbstzweck und eine unsittliche Wirtschaftsform verteidigen, gegen sie gibt es nur eine Waffe, nur ein Mittel, nur ein Ziel.

Die Schande dieser Justiz, die Schande solchen Strafvollzuges: — nieder mit ihnen. Und das Gesetzbuch um die Ohren aller, die sich mit Erwägungen, mit Bedenken und mit wissenschaftlichen Hemmungen dem wichtigsten Ziel entgegenstellen, das einen anständigen Menschen anfeuern kann:

Recht für die Rechtlosen.





Diese Pfandleihe nimmt 45% Zinsen im Jahr

Mutterns Hände



Hast uns Stulln jeschnitten
un Kaffe jekocht
un de Töppe rübajeschohm —
hast jewischt und jenäht
un jemacht und jedreht . . .
alles mit deine Hände.

Hast de Milch zujedeckt,
uns Bobons zujesteckt
un Zeitungen ausjetragen —
hast die Hemden jezählt
un Katoffeln jeschält . . .
alles mit deine Hände.

Hast uns manches Mal
bei großen Schkandal
auch 'n Katzenkopp jejeben.
Hast uns hochjebracht.
Wir wahn Sticker acht,
sechse sind noch am Leben . . .
alles mit deine Hände.

Heiß warn se un kalt.
Nu sind se alt.
Nu bist du bald am Ende.
Da stehn wa nu hier,
und denn komm wir bei dir
und streicheln deine Hände.

Berliner Theater



Die Besucher einer Berliner Premiere wollen Goethe, plus Dante, plus Brecht, plus Bruckner, plus Claudel; die Besucher der 50. Aufführung wollen das Dreimäderlhaus. Nun mach du in Berlin Theater.

Hermine

Da wird man so viel gefragt, was es denn Neues zu lesen gebe — nun, ich weiß etwas. Es ist noch ganz frisch von Druckerschwärze — so neu ist es, und es ist ein höchst amüsanter Roman. Er heißt: „Hermine“, und sein Autor heißt Peter Guggenreit. (Erschienen im Poseidon-Verlag zu Chemnitz.) Das müssen Sie wirklich lesen. Da hat einer — meines Wissens zum ersten Male — den Versuch gemacht, etwas aus dem modernen Leben einzufangen, was noch nie geschildert worden ist: nämlich den anonymen „Betrieb“ aller Dinge. Das ist so:

Der Held des Buches, ein junger Bengel namens Ludolf Gerold, kommt, frisch aus der Schule, in die Lehrzeit eines großen Kaufmannsbüros. Die letzten Schultage — mit denen fängt das Buch an. Da wird schon gezeigt, daß der Herr Ludolf ein etwas feiger Bursche ist, der seine Draufgängerschaft nur betätigt, wenn ers hinter dem Rücken der andern tun kann — dann aber kräftig. Ja, der geht also in die Lehre. Und er arbeitet sich überraschend schnell ein. Und nun wird famos und ganz auszeichnet dargetan, wie so eine moderne Maschinerie arbeitet, so ein Büro: wie alle die Arbeit tun, aber eigentlich keiner die Verantwortung trägt — wie jeder jeden drückt und niemand zugestehen will, daß auch er gedrückt wird. Und wie sich vor allem der Apparat mausig macht. Die moderne Wirtschaftsform hat den Menschen zum Zweck erniedrigt — aber der rächt sich und läßt es sich nicht gutwillig gefallen. Er rächt sich dadurch, daß er mit dem Apparat so viel Schwierigkeiten wie möglich macht, um zu zeigen, daß er auch noch da ist. Der Kassenbote soll einen Brief zur Post bringen. Ja, das tut er ja auch — und er ist nur Bote und hat gar keine Bedeutung weiter. Aber das eine, das einzige kann er doch noch: er kann soviel Geschichten mit dem Brief anstellen, soviel Hindernisse bereiten, soviel Formalien ausdenken . . . Oho! er ist kein gewöhnlicher Kassenbote — so einfach ist das nicht, das will gelernt sein! Und Ludolf, der sich an alle Leute im Büro fragend wendet, macht eine überraschende Entdeckung: Jeder sagt ihm genau dasselbe, jeder sagt die nämlichen zwei Dinge. Erstens: „Was ich hier mache, ist die Hauptsache von allen Arbeiten, die hier gemacht werden!“ Und zweitens: „Das ist gar nicht so einfach, was ich hier tue. Das will gelernt sein, und mancher lernts nie!“ Die Maschinerie ächzt und klappert — und jeder Handgriff wird bezahlt mit einem Opfer vor der Eitelkeit des Greifenden. Anders tut ers nicht — anders tut ers nicht. Ludolf lernt; er lernt viel und rasch.

Und dann scheidet er aus dem Kaufmannsstand aus und wird Beamter im Finanzministerium. Und da lernt er ein Mädchen kennen, das heißt Hermine. Hermine hat einen bösen Alimentationsprozeß verloren, in der ersten Instanz glatt verloren — und sie will zu ihrem Recht kommen. Und weil es eine etwas verzwickte Geschichte ist, bei der auch der Staat mit hineinspielt — es ist da so etwas wie eine Wachstubenvergewaltigung vor sich gehangen —: so wendet sich Hermine schutzsuchend an unsern

jungen Gerold, der inzwischen ein ganz einflußreicher Mann geworden ist — und er beschäftigt sich mit ihr und mit den Ämtern. Und will ihr wirklich zu ihrem Recht verhelfen. Und kann es nicht und merkt plötzlich: Es sind alles, alles nette und umgängliche Leute. Sie haben auch alle volles Verständnis für die Nöte, die er und das Mädchen da vorbringen. (Er muß es sehr vorsichtig tun — denn manchmal sehen sie ihn schon ein bißchen argwöhnisch an, als sei er mit ihr in der Wachstube gewesen . . .) Alle nicken mit dem Kopf und legen sorgfältig die schweren Aktenstöße zurecht, die da auf ihrem Schreibtisch liegen. Aber . . . dann beginnt das große Baseball-Spiel der Instanzen. Und keiner, keiner ist es gewesen. Und auf einmal hat niemand zu bestimmen, und auf einmal hat niemand Einfluß — und wenn er ihn zu haben vorgibt, dann ist er böswillig und will nicht, daß man ihn ausnutzt. Und ein Instanzenstreit hebt an, ein fahl leuchtender Konkurrenzkampf aller gegen alle „von der andern Abteilung“ — und Hermine steht dabei und begreift das nicht, wie ihr nur so bitter unrecht geschehen kann. Und einmal — das ist eine der reizendsten Stellen im Buch — da sitzt sie bei Ludolf im Vorzimmer und wartet auf den Bescheid eines Kassationshofes, den er in Händen hat, und da kommt ein junger Beamter aus seinem Zimmer. Und dann geht sie hinein und ruft: „Wer war das?“ Und er sagt es ihr. „Wissen Sie“, sagt sie, „ich finde, er könnte bei Ihnen bescheidener auftreten. Wenn er bloß aus einem andern Büro ist —!“ Und das findet Ludolf auch ganz in der Ordnung. Und dann schläft er mit Hermine, und dann heiratet er sie, schon, daß der Prozeß ein Ende hat — und wie nun auch im bürgerlichen Leben der Beiden Etage gegen Etage tobt, Familie gegen Familie, immer wieder Abteilung gegen Abteilung: das ist meisterhaft. Weil die Geschichte zum ersten Male nicht Hermine und Ludolf zum Helden hat — sondern etwas andres, etwas nie Beachtetes: die Kollektivität.

Seelenromane gibt es immer noch und tiefgründige Analysen von Männern und Weibern und was weiß ich. Aber an jene unbekannte, große, geheimnisvolle, dumpfe und schwarze Kraft — an die hat sich noch kein Romanschreiber herangetraut.

P. S. Den Roman gibts leider nicht.



unternehmen, so findet man darin gewöhnlich die Porträts der Inhaber, ab 1684 bis auf den heutigen Tag. Und dabei fällt etwas auf. Betrachten wir die drei letzten Generationen; die Herren sind brav und sauber photographiert: nur so ist ja eine Vergleichung möglich, denn Zeichnungen können noch mehr abirren; Photos sind halbwegs zuverlässige Reportage. Wie sehen diese drei Generationen

Köpfe

Daß in Deutschland gearbeitet wird, steht fest. Noch fester, daß stets daran gearbeitet wird, dieser Arbeit auch die nötige Beachtung zu sichern — „aus betriebstechnischen Gründen“ entläßt sich diese Eitelkeit in Denkschriften, Geschichten,

Erinnerungsheften und einem recht unbescheidenen Getue um eine Sache, die, dächten wir, dem Deutschen doch selbstverständlich sein sollte.

Prüft man solche historischen Abrisse der Geschäfts-



aus —? August Friedrich Wilhelm Schulze (1821—1889). Ein bebarteter, alter, bescheidener Mann, mit Brille und schütterem weißen Haar; Arbeit und Alter haben ihn leicht geduckt, aus seinen Augen blickt alles Mögliche, verglommene Herrschsucht, Traurigkeit, ein langes Leben — ein Mensch, mit dem man sprechen kann. In pace. Hans Erich Schulze (1854—1915). Blanke Augen und der mächtige Schädel eines tatkräftigen Mannes; in diesen Augen ist vielerlei: ererbte Familienzüge, List, sicherlich Güte. Für den ist der deutsche Humanismus nicht umsonst gewesen — er hat eine Beziehung zu dem Besten gehabt, was Deutschland zu geben hatte. Aber schon nicht mehr so wie der Alte, sein Vater. In pace.

Dr. iur. Ernst Emil Schulze (geb. 1885). Donnerwetter!

Ein glatt rasierter Schweinshädel: zwei kleine Knopfaugen; ein erbarmungsloser Kragen; ein Zahnbürstenschmurrbart . . . und um die Wein-Unterlippe jener Zug von Kälte und Korrektheit, der die Hülle aller neudeutschen Herzlosigkeit ist. In pace? In bello. „Und der Hermundure flüstert beklommen: Gott, ist die Gegend runtergekommen . . .“

Die gute alte Zeit hats nie gegeben. Die schlechte neue? Allemaal. So, wie der alte Jahrgang der deutschen Strafrichter immer noch angeht, weil es doch oft noch einen winzigen Weg zum Herzen dieser Männer gibt und vor allem, weil sie eines haben, jedoch die Brutalität der neuen Jahrgänge unerträglich ist: so ist auch der Typus der deutschen Kaufleute des neunzehnten Jahrhunderts, das vielfach aus Neusilber gewesen ist, eitel Gold gegen das Nickel dieser Tage. Wie das bligt? Wie hart das funkelt! Und wie gelb das einmal werden wird . . .!

Gesichter, die in die Hose gehören. Aber wir zeigen sie der Welt — mit einem herausfordernden Ausruf aus dem Göß, und wundern uns, daß alle, alle dagegen sind.



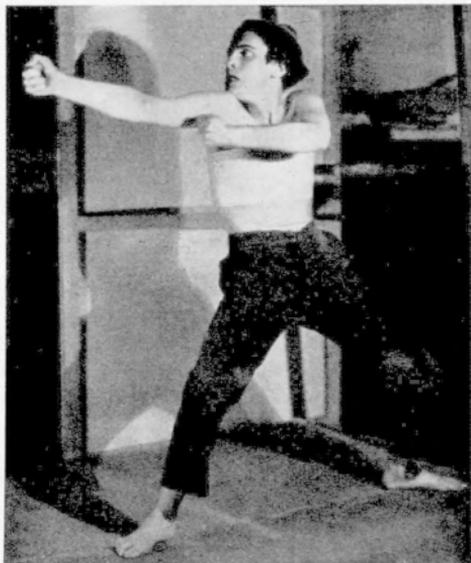
Die Pose der Kraft

Eine leicht verweidlichte Generation junger Leute, die nicht bis zehn boxen kann, stellt auf den Bühnen der großen Städte Kraft dar. Es gibt eine ganze Literatur solcher Stücke, in denen der Wilde Westen, die Maschinen und neuerdings auch das Proletariat dazu herhalten müssen. Vorwand für eine Schaustellung zu sein, die verlogen ist bis in ihre weichen Knochen. Welch trutzig gereckte Arme! hintenüber geworfene Köpfe! So ist die neue Zeit gar nicht. So sieht sie nicht einmal aus. So wird sie nur dargestellt.

Am schauerlichsten aber ist es, wenn die Schwächlinge in weiblicher Anbetung der Kraft sich am Nationalismus hochranken und brünstig die erigierten Fahnen umarmen; das geht von den schreibenden Marineleutnants bis zu den jüngeren Autoren, ihren Namen sollt Ihr nie erfahren, einer beginnt mit dem Anfangsbuchstaben Bronnen. Hei, da gehts zu!

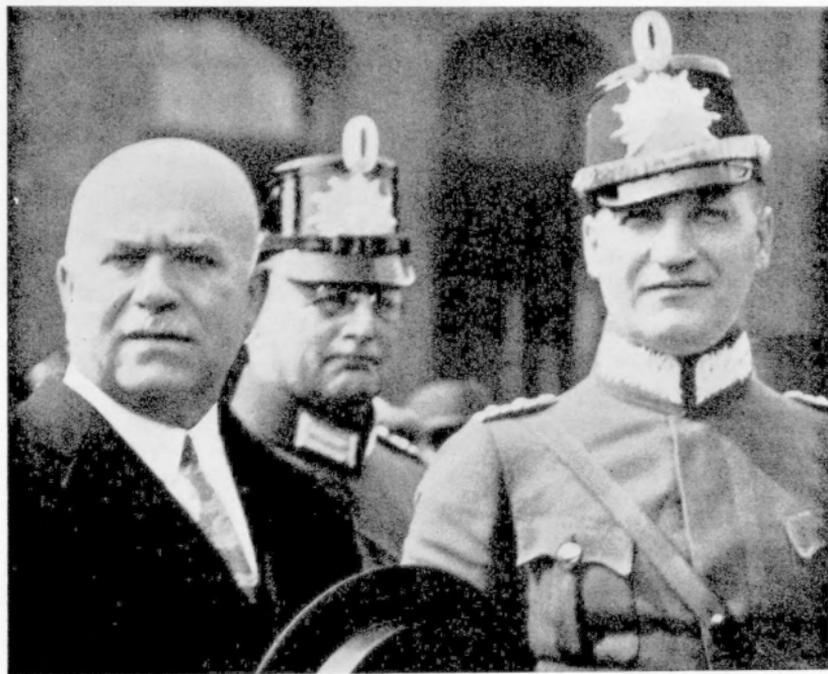
Dieser, der da oben boxt, tut es sicherlich ethisch — ich höre die gezackten, gerafften, geballten und gesteilten Verse, die keine sind, aber sicherlich mit der Internationale schließen. Kost ja nischt.

Dann gibts welche, die boxen mehr aus sauberer Freude am Blut. Es wird ein bißchen viel geschlagen in der neueren deutschen Literatur — der Riesenerfolg so eines Schmarrens wie des Lösschen „Wehrwolfs“ ist auf latenten Sadismus zurückzuführen. Es hat einmal in der verblichenen Zeitschrift „Der Drache“ die Geschichte eines gestanden, dem zeigte ein Stahlhelmer ein koloriertes Photo von der Erschießung Schlageters. „Wissen Sie“, sagte der Held, „wenn ich sowas Racheaktjes, dann . . .“ er meinte, dann würde ihm sehr wohl zumute — aber ich mag das nicht hierher setzen, es ist nicht schön. Deckt aber den tiefen Zusammenhang zwischen Wollust und Blutlust auf das eindeutigste auf. Was dem einen seine Ludmilla, ist dem andern sein Einmarsch in München.



Immerhin: mit Kraft hat dergleichen nichts zu tun; es ist lediglich ihre Pose. Wilde Bautzener, die nie in Amerika gewesen sind, berauschen sich, wie ihre Papas bei Karl May, an den Cow-Boys; junge Herren, die kaum die Schreibmaschine bedienen können, haben es mit der chinesischen Revolution... es ist gar nicht so einfach im menschlichen Leben. Man sollte dieses Getue auslachen.

Boxt! Aber geilt euch nicht an den Boxern an. Kämpft! Aber schreit nicht, daß Ihr Kämpfer seid. Man wird ja vom Zuhören heiser. Und muß lachen — über die Pose der Kraft.



Polizeipräsident Zörgiebel

Polizeioberst Heimannsberg



Prolet vor Gericht

*Stehst du in dem Menschenschrank?
Die da wolln dich strafen.
Du bist müde, bleich und krank;
die sind voller Tatendrang,
satt und ausgeschlafen.*

*Zum Justizwerk, wohl vertraut,
wird man sich vereinen . . .*

*Junge! Wehr dich deiner Haut!
Dreie gegen einen!*

*Der Direktor, fein mit Ei,
hackt mit kurzen Fragen.
Auf die schlimmste Pflaumerei
darfst du gar nichts sagen.*

*Spizel kann mit Vorbehalt
unter Schutz erscheinen.
Protokoll und Staatsanwalt:
Fünfe gegen einen!*

*Staatsanwalt und Plädoyer.
Kommst du noch nach Hause?
Antrag. Die Justiz-AG
macht erst Frühstückspause.*

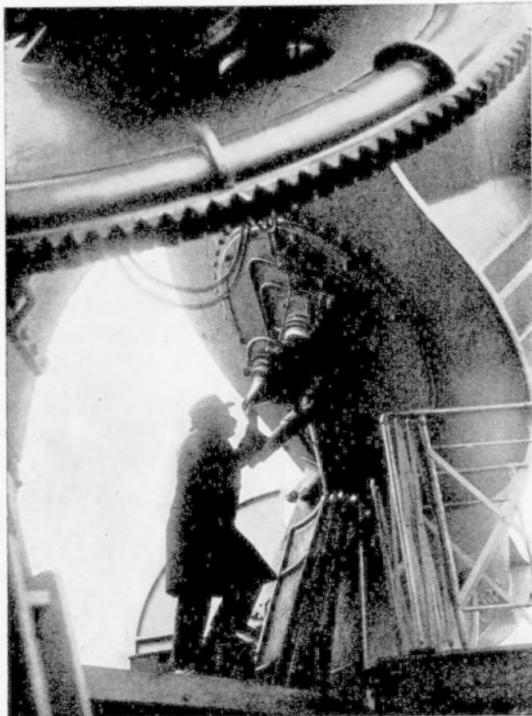
Vier Jahre Zuchthaus.

„Abführen den . . .!“

*Leis zwei Frauen weinen.
Wirst du je sie wiedersehn?
Alle gegen einen —!*

*

*In Zellen bricht man euér Leben
für etwas, das ihr niemals saht:
Für Freiheit müßt ihr Tüten kleben,
ein jeglicher ein Volkssoldat.
Herauf ihr! Aus den Kohlenzechen!
Baut in Betrieben Stein auf Stein!
Es kommt der Tag, da wir uns rächen:
Da werdet ihr die Richter sein —!*



Treptow

bei Berlin hat eine Sternwarte, und die Sternwarte hat ein großes Fernrohr; die Prospekte sagen, es sei das größte der Welt, davon wird es nicht größer.

Manchmal, an lauen, staubigen Sommerabenden, wenn in der „Abtei“ die Militärmusik randaliert und die Kellner der Bierabteilung schwitzen und die der Weinabteilung transpirieren und: — „Alauhn Se mal, das ist mein Stuhl! Fällt Ihnen denn überhaupt ein?“ — „August, reg dich nicht auf — hier! setz dich da hin . . . !“ (vergrollend) „Frechheit —“ ja, also dann sind wir die kleinen Eisentreppen hinaufgeklettert; manchmal war es sehr voll, dann mußten wir auf den Treppchen warten, bis wir an den Mars kamen

oder an den Saturn. Ja, da standen wir. Bis die Milchstraße frei war, hatte man Muße, sich im Stehen einen kleinen zu denken.

Die Treptower Sternwarte ist ein winziges Arsenal der Großstadt-Metaphysik. Sehr anspruchsvoll ist sie nicht, diese Metaphysik — aber hier, so auf den kleinen Eisentreppen, ruht das Radio-Gehirn einen Momang, wenn man so bedenkt, wie hoch der Himmel, wie hoch mag eigentlich der Himmel, weißt du das Max? Nein, Max weiß das auch nicht; wenn man so bedenkt . . . ja, das ist nun ganz weit weg, die wissen vielleicht gar nichts von uns, komisch . . . was für ein winziges Wesen der Mensch eigentlich ist . . . Sophokles . . . rasch tritt der Tod den Menschen . . . ach, Zimt . . . immerhin, was hat der Astronom vorhin gesagt? Fünf Millionen Lichtjahre . . . das sind . . . Donnerwetter . . . so, jetzt sind die da vorn fertig — wollen mal sehen: ich seh ja gar nichts — doch, da:

Ah —!

Ja — wie 'ne Erbse! Der Mars sieht aus wie 'ne Erbse. Man möchte meinen, laß doch mal! — wie 'ne Erbse. Ja, und ganz gelb. Da, sieh mal — (noch leicht versunken) fünfhundert Millionen Lichtjahre — man ist wirklich nur ein kleiner Haufen Elend . . . was spielen die da drüben? Ach, aus der „Lustigen Witwe“ — ja, ja — was es alles gibt

Einmal, als wir da so standen und uns den religiösen Gedanken hingaben, da trippelte vor uns ein altes Mütterchen hin und her, hin und her . . . Was hatte sie nur? Und schließlich faßte sie sich ein Herz und ging auf den Astronomen zu, der da oben auf dem flachen, dunkeln Dach die Planeten beaufsichtigt, und sagte:

— „Haben Sie das nicht auch gehört, daß zwei ungeheure Sonnen kommen mit ungeheurer Geschwindigkeit auf die Erde zugeflogen? Ja — ja —.“ Der Astronom hatte es nicht gehört. Die Frau wandte sich für ihre beiden Sonnen hilflos an die Umstehenden. Zwei so gute Sonnen . . . „Haben Sie das gehört . . .?“ Manche lächelten spöttisch; manche waren ihrer Sache nicht ganz sicher und sahen angestrengt in den schwarzen Himmel, ob sie vielleicht dort die Sonnen sehen konnten . . . Nein, da war nichts. Die doppelte Sonnenfrau zog tief beleidigt ab.

Wenn sie nun aber recht hat?

Bis die Sonnen da sind, reagieren die entlaufenen Gläubigen ihre Reste an Religion auf den Sternwarten ab, begreifen für fünfzig Pfennig Entree den Kosmos und sind, unten angekommen, wieder im Vollbesitz ihrer irdischen Menschenwürde.





Modekönigin

keine Gasgranaten zusammengesetzt werden konnten? daß der Staatenwahnsinn nicht hohe Wellen schlug? daß den Gewaltkerlen in allen Ländern klargemacht wurde, daß noch andre Mächte da waren, stärker als sie und die profitthungrigen Großindustriellen, die in ihren Häusern voll feiner Kultur van Goghs sammelten? . . . Wußtet Ihr das nicht —? Tatet Ihr nichts für uns, nichts —? Saht Ihr es nicht?"

Dieses Bild

im Jahre 1982 betrachtet, wird recht merkwürdig anzusehen sein. Es stellt eine Modekönigin dar — ein Geschöpf, das die meisten von uns gar nicht als besonders schön oder hübsch empfinden . . . es ist das eine Reklamesache der Modehäuser . . . Soweit gut.

Aber so, wie wir uns heute mit einer Art böser Rührung verblichene Photos aus den Jahren 1911 und 1913, der kleinen Zeit vor dem großen Kriege, ansehen —: so sehen sich einmal unsere Enkel dieses Bild hier an und sprechen, nachdem sie sich über „die unmöglichen Moden“ beruhigt haben:

„Ja, das war vor den Gas- kriegten. . . Sieh doch diese leeren Gesichter, die von nichts wissen . . . Hattet Ihr sonst keine Sorgen? . . . Habt Ihr nicht gefälligst verhindern können, daß man uns vergiftet? . . . Ahntet Ihr denn nichts von der ungeheurn Gefahr, die über Europa hing? . . . Gab es denn irgend etwas andres zu tun als zusammenzu- laufen und dafür zu sorgen, daß

Doch, wir sahen es. Wir haben auch gegen das Gas gearbeitet, in unserer Art. Aber das kann man nicht photographieren. Und vergiß nicht, Mann von 1932: Die Welt ist kein Zweckorganismus und der Vernunft nicht untertan. Die Welt will spielen. Immer ist ihr die Modekönigin näher gewesen als das Schicksal der nächsten Generation, die allein sehen mußte, wo sie blieb, — und die es dann gerade so gemacht hat. Glaubst du, diese feinen Herren im Smoking wüßten von ihrem wahren Schicksal? Sie sind ganz gefangen vom Alltag, um wieviel mehr vom Sonntag — sie wissen nichts. Und die es wissen, sind grau und unscheinbar und nicht recht repräsentabel für eine Photographie. Vergiß nie, Nachkomme: auch während der französischen Revolution haben sich die Frauen um Milch gestritten und um Kleiderfragen und um ihren Geliebten — niemals beherrscht eine Idee die ganze Welt. Sei denen dankbar, die für dich vorgesorgt haben. Viele sinds nicht. Sorg du für dich. Wir hatten so viel zu tun: wir mußten leben.



Der Mann am Schlagzeug

Der kleine fast dreieckige Mund tut sich ein wenig auf.

Du

nur du —

raubst mir meine Ruh —

Rampampampamm — klatschen die Schlägel auf das trockne Holz des Paukenrandes. Viele Paare tanzen; die Sitzenden sehen zu und sind, weil sie sitzen, ironisch-überlegen; Gents gehen durch den langen Raum, die Hände lässig in den Hosen, mit gelangweiltem Gesicht und einer leichten Angst vor dem Ober.

Dein, nur dein —

will ich sein

singt der Mann am Schlagzeug. Seine Augen liegen tief in den Höhlen, er hat eine kantige Reiternase, schwere Lider, einen runden Verbrecherkopf. Singt Idiotien. Das ist dieselbe Stimme, die damals in Lichtenberg auf dem Hof herumgebrüllt hat: „Komm her, du Aas! Da stell dich hin! Du Sau! Deine Frau kann zusehen, wie wir mit euch Arbeiterschweinen umgehen! Hund, verfluchter . . .“ Und ein Schuß. Über das leichte Fettkinn steigen die Melodien:

Ich erwart dich schon

in Yokohama —

Die eiseglatte Kälte des Rhythmus klappert; die ganze Kapelle zusammen ist nur wenig älter als das Opfer von damals, auf dem Hof. Es war nicht das einzige . . .

Denn das ist so hübsch mit anzusehen:

Die Verbrechernaturen, die den Drang, ihre Orgasmen mit Blut zu ölen, dadurch legitimierten, daß sie in die Freikorps eintraten, sind unbestraft; der Volkskörper hat sie aufgesogen, sie sind alle noch da. Und arbeiten. Und sind Weinagenten. Und Bahnhofs-Gepäckträger. Und Schlagzeugmänner.

Nur manchmal, wenn der Tag schön war und das Lebensgefühl stärker, steigt eine kleine Erinnerung auf. Wie Stimmengewirr schlägt es an ihr inneres Ohr. „Gnade! Ich war das nicht! Meine Frau! Meine Kinder!“ Und: „Halt die Fresse, du Bolschewisten-Sau! Halt Schnauze! An die Wand! Schwein! An die Wand!“ —

In Nischni-Nowgorod

da gibts kein Kußverbot —

Der Mann am Schlagzeug bricht mit einem gestopften Laut ab, die Melodie auch. Vornehm erhebt er sich, ein fataler Duft von Jodoform ist um ihn. Er geht mit jenem seltsamen Schritt durchs Lokal, wie ihn Leute haben, die nie genau wissen, ob sie gerade Lakaien oder Herren sind. Er ist sauber rasiert, dreieckig hängt sein Taschentuch aus der Brusttasche, ein Herr . . .

Ein Wunder, daß er keine Pension bezieht.



Porträt Harry Liedtke

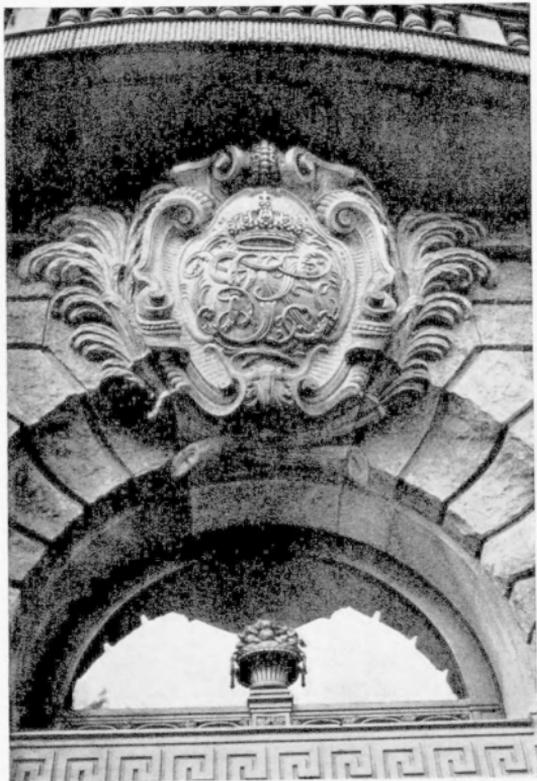


Ein Haus mit Hosen

„Sie ziehen ihren Häusern Hosen an“ hat ein Franzose einmal diese merkwürdige Architektur genannt, die darin besteht, um einen Laden herum eine Fassade vorzutauschen und sich mit dem Erdgeschoß gewissermaßen selbständig zu machen. Das Auge des Großstädtlers ist an diesen Schrecken so gewöhnt, daß er ihn gar nicht mehr empfindet. Oben drüber und rechts und links daneben steht der alte, fade, schmutzige graue Stuck des Hauses — der Ladenbesitzer klebt um seine Fenster neuen Stuck, ein paar dünne Plättchen, die so tun als ob . . . und dünkt sich hoch-vornehm. Man darf das allegorisch nehmen.

Man kann aber auch sagen, daß jede Architektur der Großstadt, die noch nicht begriffen hat, daß es heute nur noch Kollektiv-Architektur geben kann, ein falsches Stadtbild schafft. Worin toben sich die falschen Individualitäten aus? In der „originellen“ Form von Firmenschildern; von Ladefassaden; von Mätchen.

Die gute Architektur unseres Jahrhunderts aber hat längst begriffen, daß es auf den Gesamtwillen ankommt, auf den Grundriß, auf eine nicht eintönige Einheitlichkeit ganzer Straßenzüge. Dies da auf dem Bild spiegelt sauber und genau wieder, was herauskommt, wenn falsch verstandenes und übel angewandtes Privateigentum wütet.



Die Kunst einer Monarchie

Wenn ein neues Regime ans Ruder kommt, so vernichtet es gewöhnlich alle äußeren Spuren der Vorgänger, soweit ihm das möglich ist. So ist es bisher immer in der Weltgeschichte gewesen. Die deutsche Republik aber hat ein böses Gewissen . . .

Man stelle sich vor, was eine Reichswehrdiktatur triebe, wenn sie je an die Gewalt käme — da bliebe wirklich kein historischer Stein auf dem andern, der etwa an die Republik gemahnte. Die Republik aber hat ein sehr böses Gewissen . . .

Macht man sie auf die alten Hoheitszeichen, die natürlich in Bayern, aber auch in andern Ländern überall zu sehen sind, aufmerksam, so erfolgt ein allgemeines Schütteln des

Kopfes. „Nach den Bestimmungen“, verkünden die lebenslänglichen Angestellten der Firma, „dürfen wir nur solche Embleme entfernen, die keinen künstlerischen Wert haben“. Dieser Tortenaufsatz da oben hat künstlerischen Wert.

Aber vielleicht ist es ganz gut, daß er da ist. Denn man sieht daraus, wie ER gewesen ist, bis ins letzte Tüpfelchen: aufgepustet, bombastisch, unoriginell in der Form — zweite schlesische Dichterschule, aber viel wertloser. Übrigens wird in diesem Häuschen Recht gesprochen. Es ist das Kammergericht zu Berlin.

Der Clown Grock und Conrad Veidt

„Wir sind beide sehr berühmt. Wenn ich — Grock — auf die Bühne gelatscht komme, dann fangen die Leute an zu lachen und zu klatschen; viele kennen mich und lachen doch noch einmal. Ich sage „Werum —?“ und „Sans blague —“ ich kann in allen Sprachen komisch sein. Meine Beine wissen nicht, was meine Füße tun, und auch mit meinen langen Armen habe ich viele Schwierigkeiten. Ich kann Klavier spielen und einen Brummhaß nachmachen, und wenn



ich einen auf der Violine gehen lasse, ziehe ich mir vorher dicke, weiße Handschuhe an, damit ich besser greifen kann. Ich kann alles. Ich kann auf eine Stuhllehne hüpfen, ohne daß der Stuhl umfällt, ich halte ihn mit den Beinen fest, und wenn ich oben bin, singe ich ein schönes Lied. Ich lache bis zu den Ohren und habe ein kleines graues Mütchen auf, unter dem aller Humor der Welt schlummert. Ich arbeite 44 Minuten, die Leute wischen sich die Tränen aus den Augen und lassen mich gar nicht von der Bühne herunter — ich bin sehr berühmt.

Wir sind beide sehr berühmt. Wenn ich — Conny — mit dem Knick in der Taille ins Filmbild komme, dann wird es im Publikum ganz still, die Damen passen auf wie beim Hutausverkauf, und viele Schauer gehen durch die Reihen. Ich bin sparsam in meinen Bewegungen; ich kenne mein Handwerk, ich weiß, was Film ist. Man sieht mir nicht an, daß ich herrlich berlinern kann. Mein Gesicht kennen sie in allen Erdteilen; viele schreiben mir Briefe und machen mir Bekenntnisse, über die ich nicht lache. Es muß etwas in mir sein, was die Frauenherzen auftaut — ich bin nicht Harry Liedtke; manchmal wundere ich mich über meinen Ruhm. Ich habe viel Humor. Ich liebe Grock. Wir sind beide sehr berühmt.

Aber niemand weiß, wieviel Arbeit und Glück dazu gehört haben, so berühmt zu werden — und: wieviel Schlaueheit, Routine, Klugheit, Raffinement, Glück und Arbeit dazu gehören, so berühmt zu bleiben! Wir arbeiten wie die Neger. Wir kennen alle

Tricks der Agenten und der Geschäftsleute, mit denen wir zu tun haben — und das sind nicht immer Grafen und Barone. Wir sind gerissen wie die Pferdehändler. Unser Leben ist ein ständiger Kampf, um oben zu bleiben. Wir haben keinen Hunger mehr, das ist wahr; aber wir wissen noch alle beide, wie das gewesen ist, wenn man kein Engagement hat, und wie das ist, wenn man die Tasse Kaffee nicht bezahlen kann — wir haben das nicht vergessen. Unzählige Menschen sind durch unser Leben gegangen; wir haben so viel erlebt — einfach der Zahl der Menschen nach, die wir kennen, keine großen Tragödien, nur kleine, bitte schön. Nun geht unser Name vor uns her, wenn er auf den Plakaten steht; wo wir hinkommen, machen die Leute Play, aber die Konkurrenten bedrängen uns, Junge wachsen auf, Neue kommen, wir müssen arbeiten . . . Wir arbeiten. Uns haben sie lieb. Wir sind sehr berühmt.“



Külz



Von unten

Dieses Bild ist dem „Deutschen Frauenkampfband“ und den ihm angeschlossenen Unsitlichkeitsschnüfflern in Züchten gewidmet.

So sieht diese Schmutzsonderklasse die Welt. So sieht mancher Pfaffe die Welt. Immer mit einem roten Kopf und von unten.

Wir lachen drüber. Und sehen unsre Welt von oben.

„ . . . Was so beklagenswert an den deutschen Theatern und ihrer Entwicklung ist, muß hier einmal ausgesprochen werden: es ist die Tatsache, daß die großen Namen der älteren Zeit dahinschwinden und der Nachwuchs, so tüchtig er im einzelnen ist, sehr oft den Grad nicht mehr erreicht, den jene aufwiesen. So kommt es denn leicht dazu, daß kleinere Schauspieler, die in ihren begrenzten Fächern recht achtbare Erfolge aufzuweisen haben, zu „Stars“ gestempelt werden, so daß wir also leider sagen müssen: die Bühne wird sehr oft von der künstlich überschätzten Charge ausgefüllt, kein sehr schöner Anblick.“

Aus einer Geschichte des deutschen Theaters



Die Küche in der Wilhelmstraße



In diesen Häusern, lieber Steuerzahler, wird die Außenpolitik deines Landes gekocht. Wie sie so harmlos daliegen, die alten Fassaden — man sollte gar nicht glauben, was da schon alles herausgekommen ist . . .

Äußerlich ist nicht viel zu sehen. Man sieht sauber eingerichtete Bürozimmer, lange Gänge, Amtsdienner, die sich von den höheren Beamten nur dadurch unterscheiden, daß sie sich noch eine Spur wichtiger nehmen als jene — das ganze Auswärtige Amt ist erfüllt von einer geradezu chinesischen Atmosphäre: wer nicht mit angehört hat, wie da ein Frühstück verabredet wird, hat überhaupt noch nichts gehört. Soviel Zeit haben sie und soviel Freude an der Intrigue; es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß etwa drei Viertel ihrer Arbeitskraft im Krieg gegen das Nebenzimmer drauf gehen. Die „Sache“ — du lieber Gott —

Die Sache bist du. Wer es ausfrißt, was sie dir eingebrockt haben: das bist du. Wer sind „sie“?

Der Staat? Laß dich nicht auslachen. Kargpreußisch, schlicht und sauber sehen diese Küchenhäuser der Politik aus; aber es wird darinnen mit schlechtem Fett gekocht, und der Koch darf gar nicht allein kochen. Es spucken ihm viele in die Suppe. Denn dieser Staat, der hier so selbstherrlich tut, ist abhängig von der Rüstungsindustrie: von den chemischen Konzernen; von der Landwirtschaft — und er gibt nun eben keinen sehr guten Ausgleich zwischen allen diesen widerstrebenden Interessen ab, zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern: er ist ein höchst einseitiges Unternehmen, nämlich ein Klassenstaat, und noch dazu einer, den seine Gläubiger böse malträrieren. Verschuldet bis über die Ohren; der Gnade der großen Industrien ausgeliefert, die ihm die Arbeiter auf die Straße werfen, wenn er ihnen nicht pariert — „Da, versorge du sie!“ —: also Schutzzölle und Steuererlasse und Subventionen; abhängig von der Landwirtschaft, die, achtzig Jahre hinter unserer Zeit zurück, nicht leben und nicht sterben kann — (es ist so eingeteilt, daß die Großgrundbesitzer leben und die Säuglinge in der Großstadt an Milchmangel sterben) — aber wenn man die Bauern hört, so stehen sie seit hundert Jahren vor dem Abgrund und „gehen unter“, wie denn überhaupt ein bißchen viel untergegangen wird in Deutschland . . . da stehen die politischen Küchen.

Die Köche sind in den wichtigsten Stellen mit Korpsstudenten besetzt; den Reichstag kann man von hier aus nicht sehen: er stört. Auch die jeweiligen „demokratischen“ Minister haben hier nicht viel zu melden, sie stören gleichfalls, weil sie nicht dem Clan angehören — diese paar Häuser pfeifen auf das Volk, von dem sie nicht viel wissen. Sie brauchen es nur, wenn es gilt, in den Ackergräben zu verrecken, über die die Kanonen donnern, die Krupp und andere deutsche Fabriken den Feinden geliefert haben. Geschäft muß sein.

Hier „laufen die Fäden zusammen“, sagen die Reporter. Glaubs nicht.

Es ist das Gewand der Penelope; was andere mit Müh und Not zusammengestickt haben, das trennen die adligen Intriganten in ebenso mühevoller Arbeit wieder auseinander. Der Knäul bunter Fäden, der übrig bleibt: das ist die deutsche Außenpolitik.





Kleine Dienstreise

*In Frankfurt haben sie eine Brucken geschlagen;
über den Main herüber tut sie nunmehr ragen.
Und um sie einzuweihen, haben die Frankfurter eine große Feier
arrangiert — mit Böllergeläute und Festzug und Aepfelwoi und gedichteter Sangesleier.
Gut.*

*Dazu haben sie auch den diensttuenden Reichspräsidenten eingeladen.
Bei dem steht aber die Stadt Frankfurt nicht recht in Gnaden,
und so ist er auch zur Mainbrücken-Feier nicht gekommen.
Denn er hat, glaube ich, den Frankfurtern übel genommen,
daß sie — pfui Deubel! — Demokraten sein.
Und darauf sagte er: „Nein!“
Gut.*

*Die Frankfurter haben sich den Schmerz von der Nase gewischt
und machten sich aus der präsidentlichen Abwesenheit weiter nicht.*

*Wo aber — das fragen wir uns — war der hohe Gast,
der fast*

*in eine republikanische Demokratenstadt hineinzufallen in die schmerzliche Lage ge-
[kommen wäre?*

*In Berlin? Nein. In Köln? Nein. In Königsberg? Nein. Vielmehre,
weil man ihn dorthin zu einer Familienfeier lud:*

In Stolp. (Hinterpommern.)

Gut.

Ja da —!

Da gehts noch zu wie in einem altdeutschen Napfkuchen.

Da kann man sich die Republikaner mit der Reichswehrlaterne suchen.

Da kommen noch abends die Honoratioren zusammen,

sigen breitührig da und tun die verfluchte Judenrepublik verdammen.

*Da ist noch deutsche Ordnung, Zucht, Sitte und Gottesfurcht in schönem Quartett
und kein Wasserklosett.*

Dortselbst weihte unser Oepperster ein Stadion ein.

*Stolp (Hinterpommern) scheint wichtiger als eine Brücke über den Main,
die Nord und Süd verbindet, eine schöne Allegorie aus Granit.*

Jeder, wohin es ihn zieht.





Der Verkehr

Der Verkehr ist in Deutschland zu einer nationalen Zwangsvorstellung geworden. Zunächst sind die deutschen Städter auf ihren Verkehr stolz. Ich habe nie ergründen können, aus welchem Grunde. Krach auf den Straßen, Staub und viele Autos sind die Begleiterscheinung eines Städtebaues, der mit den neuen Formen nicht fertig wird — wie kann man darauf stolz sein?

Es ist wohl so, daß sich der einzelne als irgend etwas fühlen muß — der soziale Geltungsdrang, an so vielen Stellen abgestoppt, gebremst, zunichte gemacht, findet hier sein Ventil und dringt zischend ins Freie. „Was sagen Sie zu dem Verkehr bei uns —?“ Da sagen wir denn also, daß er überall in Deutschland, ohne jede Ausnahme, viel kleiner ist als etwa der in Paris — die Pariser aber sind über ihre verunstalteten Boulevards todunglücklich und trauern der alten, schönen Zeit nach, da man dort noch spazieren gehen konnte . . . heute bläst es aus tausend Hupen.

Es wäre viel schöner, wenn jede große deutsche Stadt ein Innenviertel hätte, in dem gearbeitet wird, und grüne Außenviertel, wo die Leute gesund wohnen. Aber da haben wir vorläufig noch alles durcheinander; in den engen Darmstraßen Kölns wohnen Leute, und die Berliner verderben sich jedes gute Wohnviertel durch ihre Faulheit, nicht „in die Stadt“ gehen zu wollen — so gibt es überall eine trübe Mischung von Geschäfts- und Wohnvierteln, die weder das eine noch das andere sind. Viel grauslicher aber ist die Regelung dieses nicht vorhandenen Verkehrs.

Nachdem die allgemeine Wehrpflicht weggefallen war, sah sich der Deutsche nach einem Ersatz um. Die Wohnungsämtler . . . das war schon ganz schön, aber noch nicht das richtige. Die Sportverbände — hm. Die Reichswehr: zu klein. Da fuhren ein paar tüchtige Beamte nach Amerika und London, kamen, sahen, machten Notizen . . . und der Ersatz war gefunden. Der Ersatz der allgemeinen Wehrpflicht ist die deutsche Verkehrsregelung.

Was da zusammengeregelt wird, geht auf keine Kuhhaut.

Die organisationswütigen Verwaltungsbeamten haben jeden gesunden Sinn für Maß und Ziel verloren; sieht man sich dieses Gefuchtel, Geblink, Geklingel und Gewinn an, so wird einem angst und bange — vor lauter Leitern, Regelern, Organisatoren ist nur eines nicht zu sehen: der Verkehr.

Es wird zunächst viel zuviel geregelt. Wo im Ausland ein einziger Polizist still an der Ecke steht und ab und zu einen helfenden Wink gibt, steht hier der Büttel. Dem kommt es oft gar nicht darauf an, den Fahrenden oder den Gehenden wirklich zu helfen. Wie immer in Deutschland, ist hier kodifiziertes Recht; diese Regelung hat weiter keinen Wunsch und Willen, als den von ihr aufgestellten Regeln um ihrer selbst willen Geltung zu verschaffen. Es ist die Staatsautorität, die hier herumwirtschaftet.

Das zeigt sich in erster Linie an der sinnlosen Mechanisierung der Regelung. Gehst du zum Beispiel durch Berlin, so siehst du an Hunderten von Stellen Wagen halten, ohne daß ein anderer Grund dafür vorläge, als daß vor ihnen eine rote Lampe brennt, die übrigens so aufgehängt ist, daß sie der vorderste Fahrer im geschlossenen Wagen kaum sehen kann. Ganz mechanisch wird das gemacht; auf einer „Zentrale“, diesem Ideal aller Organisatoren, läuft ein Apparat, und vierzehn Straßenzüge sind gesperrt, große, kleine, belebte, leere — darauf kommt es gar nicht an. Es kommt auf die rote Lampe an. Da stehen nun die Wagen. Und warten. Und verlieren Zeit. Es ist eine Qual, durch Berlin zu fahren.

Die Folgen dieser Reglerei sind denn auch katastrophal. Kommt ein Wagen an eine Straßenecke, so ist das ein „Problem“; die Radfahrer sitzen ab, alle Leute haben eine überspitzte Aufmerksamkeit, in ihre Augen tritt ein seltsamer Ausdruck — sie machen Fahrdienst. Nichts ist locker, alles ist gespannt, viel zu sehr gespannt, um nicht bei jeder kleinen Schwierigkeit zu reißen — alle machen Dienst.

Es ist so viel Freude an Befehlen in diesem Kram; die Mienen, das Betragen der meisten Polizisten, besonders in den größeren Städten, haben durchaus etwas Vorgesetztenhaftes an sich; sie kämen gar nicht auf den Gedanken, daß sie dazu da sind, den Verkehr zu glätten — sie achten auf die Durchführung von Vorschriften, die keinen andern Sinn haben, als durchgeführt zu werden. Das kommt den Leuten kaum zum Bewußtsein — so eingedrillt ist ihnen das alles. Man spürt in jeder Faser, wie im regelnden Polizeimann eine Stimme singt: „Vor allem halte hier mal an. Und dann werden wir weiter sehen. Und so einfach weitergefahren wird auch nicht — das ist hier eine ernste Sache, und die hast du zu respektieren.“ Und ob sie sie respektieren! Sie sind wirklich stolz darauf, gewissermaßen kantig zu gehorchen, es ist das alte Kommiß, das unausrottbar in ihrem Blut sitzt — ruck, zuck — und so fahren sie. Und so fahren sie, und niemand fährt so unkameradschaftlich wie sie. Von dem Martyrium alleinfahrender Damen, die nicht hübsch sind, will ich gar nicht einmal reden; das Auto ist ja in Deutschland durch die irrsinnige Steuerpolitik, durch die systematische Vernichtung der Konsumskraft noch lange nicht Sache des kleinen Mannes, wieviel Neid schwirrt um die Wagen! Wenn sie auch nicht überall, wie manchmal in Bayern, den Autofahrern Messer in die Wagen werfen: sehr freundlich werden die nicht angesehen. Aber noch unfreundlicher behandeln sie sich untereinander.

Der Deutsche fährt nicht wie andere Menschen. Er fährt, um recht zu haben. Dem Polizisten gegenüber; dem Fußgänger gegenüber, der es übrigens ebenso treibt — und vor allem dem fahrenden Nachbar gegenüber. Rücksicht nehmen? um die entscheidende Spur nachgeben? auflockern? nett sein, weil das praktischer ist? Na, das wär ja . . . Es gibt bereits Frageecken in den großen Zeitungen, wo im vollen Ernst Situationen aus dem Straßenleben beschrieben werden, damit nun nachher wenigstens theoretisch die einzig „richtige Lösung gestellt“ werden kann — man kann das in keine

andere Sprache übersetzen. Als ob es eine solche Lösung gäbe! Als ob es nicht immer, von den paar groben Fällen abgesehen, auf die weiche Nachgiebigkeit, auf die Geschicklichkeit, auf die Geistesgegenwart ankäme, eben auf das Runde, und nicht auf das Viereckige! Aber nichts davon. Mit einer Sturheit, die geradezu von einem Kasernenhof importiert erscheint, fährt Wagen gegen Wagen, weil er das „Vorfahrrecht“ hat; brüllen sich die Leute an, statt sich entgegenzukommen — sie haben ja alle so recht! Als Oberster kommt dann der Polizeimann dazu, und vor dem haben sie alle unrecht.

Die feinen Leute in Berlin sind sehr stolz darauf, daß die „beliebtesten“ Polizisten zu Weihnachten von den Autofahrern so viel Geschenke bekommen, wie die für arme Kinder niemals übrig hätten — wieviel Anmeierei ist darin, Untertanenhaftigkeit, Feigheit, Angst und Anerkennung der Obrigkeit; denn Ordnung muß sein, und anders können sie sich Ordnung nicht vorstellen.

Es ist keine Ordnung. Es ist organisierte Rüpelei.

Daher ihre völlige Ohnmacht, wenn sie in Paris fahren sollen, wo die Fahrer einen einzigen Strom bilden, in dem jeder falsche Individualismus völlig verschwindet, in dem es wenig Regeln, aber sehr viel Entgegenkommen gibt, sehr viel Rücksicht auf den Fußgänger, sehr viel Fluidum zwischen den Fahrenden — kurz, trotz aller Polizeivorschriften des eifrigen Herrn Chiappe, lauter Dinge, die nicht in den Lehrbüchern stehen. Wie kommt das —?

Das kommt daher, daß die Deutschen sich einbilden, man könne eine Sache zu Ende organisieren. Das kann man eben nicht. Man kann eben nicht alles kodifizieren, vorher bestimmen, ein für allemal voraussehen, alle jemals vorkommenden Lagen bedenken, sie „regeln“ und dann keinen Einspruch mehr gelten lassen . . . so sieht die Justiz dieses Landes aus, und sie ist auch danach. Auf den Straßen aber ergibt sich das groteske Zerrbild, daß der Fußgänger der Feind des Autos ist, das er neidisch und verächtlich ignoriert — er wird es den Brüdern schon zeigen —; der Fahrer Feind des Fußgängers — wo ick fahre, da fahre ick — ums Verrecken bremsst er nicht vorsichtig ab, fährt nicht um den Fußgänger herum, weil „der ja ausweichen kann“ . . . und aller Feind ist der regelnde Mann: der Polizist.

Das Ideal dieses Verkehrs sieht so aus, daß vom Brandenburger Tor herunter alle Städte des Reichs durch einen Reichsverkehrswart geregelt werden, überall hat zu gleicher Zeit ein grünes Licht aufzuleuchten, und gehorsam und scharf anfahrend, setzen sich 63 657 Wagen in Fahrt. Das wäre ein Fest . . .

Schade, daß es nicht geht. Aber er ist auch so schon ganz hübsch, der deutsche Verkehr. Man fährt am besten um ihn herum.

Week-end

Erst sagt es einer.

*Denn ist's 'ne Weile still,
weil keiner will.*

*Dann kommen aber zu Haufen
die Organisationsorganisatoren gelaufen:
Beamte und Journalisten
und andre Juden und sogar Christen —
und ein ganzes Komitee
und Offiziere a. D.
Propaganda? Famos!
Jetzt gehts los.*

*Sie kleben Plakate
und Bildinserte
und sind nie alleine
und gründen Vereine;
Deutschlands ältester Soldat
hat das Ehrenprotektorat . . .
und es läßt sie nicht ruhn,
und sie haben ze tun.*

*Wahrheit breitet sich nicht aus,
hast die Zeitung du im Haus.*

*Und bald sind die Gehirne bei allen
von einem linden Wahnsinn befallen:
„Week-end!“ nuckelt der Embryo;
„Week-end!“ flüstert der Großpopo.
Vergessen die Wirren um Tschiangkai-schek;
vergessen der ganze Stahlhelmdreck;
vergessen der Volksbühne tiefer Fall . . .
es braust ein Rauf wie Donnerhall:
Week-end —!*

*Wiek-ent-Gamaschen und Wik-end-Zigarren,
Wihk-end-Windeln und Wigent-Knarren;*

*Wieghend-Nachtöpfe (mit drei Henkeln),
Wiekänt-Stiefel mit Wiegänd-Senkeln . . .
Weegent-Häuschen und Wiekent-Bauch,
und was London kann, das können wir auch.*

Bloß:

*Die Gehälter der kleinen Angestellten
erhöhen sich in Deutschland selten . . .*

Mit 145 Mark

fühlt sich nicht jeder week-end-stark.

Die Villa auf der einen Seite

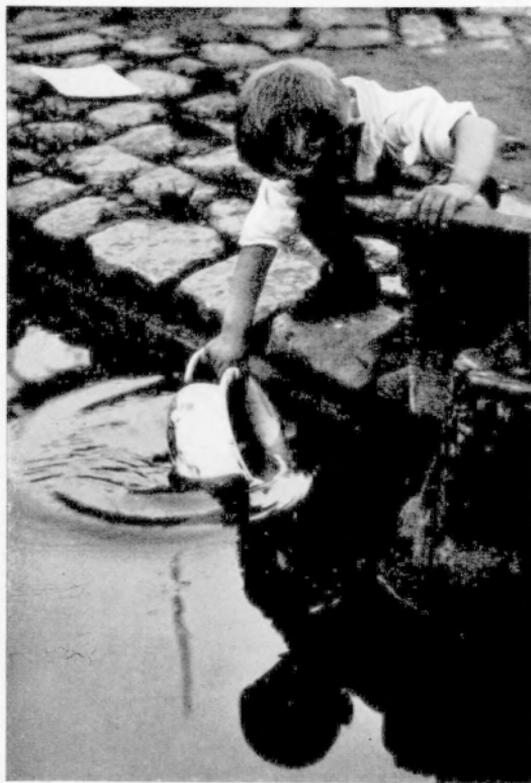
mit dem Maybach in imponanter Breite . . .

auf der andern das Bild von dem Week-end-Haus —:

so sieht bei uns der Klassenkampf aus.



Völkische Anfrage



„Ist der Regierung bekannt, daß der Reichskultusminister in geschlechtlichen Beziehungen zu einem Fräulein K. aus Schöneberg steht, mit der er sich zweimal wöchentlich in einem Hotel in der Friedrichstraße zu treffen pflegt? Was gedenkt die Regierung dagegen zu tun?“



„Fest sei der Bund!“

Gewehre rechts — Gewehre links — das Christkind in der Mitten . . . Gibt es einen greulicheren Anblick? Es gibt keinen.

Soweit man die Inschrift auf dem Altar dieser Veranstaltung lesen kann, steht da irgend etwas wie „Richtet euch immer nach Jesum Christum!“ Der immerhin gesagt hat: „Du sollst nicht töten“ — und wenn ein verkleideter Mordheizer mir erzählen will, jener habe auch gesagt: „Seid untertan der Obrigkeit,“ so kann doch nach tausend und aber tausend Bibelstellen kein Zweifel sein, auf welcher Seite einer der mutigsten Revolutionäre gestanden hat: auf der Seite derer, die da töten, oder auf der Seite der Opfer.

Was für Gedanken unter protestantischem Himmel diese Gemeinde durchwehen mögen, was sie an diesem feierlich gebürsteten Sommersonntagvormittag wohl für „Weihe“ halten — ich weiß es nicht. Es ist unergründlich. Es wird wohl eine vage Mischung von verblasener Metaphysik und der Freude sein, einen Zylinder zu tragen, etwas von Verdauungsstimmung zwischen Frühstück und Hunger nach dem Mittagessen. Fest sei der Bund.

Und ob der Bund fest ist —!

Alle die rührenden Versuche junger, echt gläubiger Christen, die ursprünglich sittlichen Forderungen ihrer Religion mit den unsittlichen Forderungen des Staates zu vereinen, scheitern an den geborenen Konsistorialräten, die diesen Verein beherrschen. Es gibt eine Tinktur aus Dreistigkeit und Gottvertrauen, mit der sie sämtlich am 1. August 1914 gesalbt waren. Noch am 26. Juli hatten sie keine Ahnung, was da vorging; sie wußten am 27. noch nicht, welche Verbrechen die Regierung hinter dem Rücken aller zukünftigen Frontsoldaten anzettelte; am 28. war ihnen kein Aktenstück bekannt; am 29. und 30. lasen sie gefälschte Telegramme; am 31. ließen sie die Kirchenglocken nachsehen —

und am 1. August war der liebe Gott preußisch, die Pfarrer beteten, daß sie sich Bäffchen umbinden mußten, um sich nicht zu bepredigen, und ihnen allen war eine Sache heilig und gerecht, von der sie bis auf den heutigen Tag noch nicht wissen, wie sie eigentlich zustande gekommen ist. Fest sei der Bund.

Dergleichen hat so etwas Kleines, Kleinliches . . . es ist nicht einmal großartig, wie es die Verbrechen der katholischen Kirche unter den Medicis gewesen sind. Die da sind wirklich das, als was sie sich bezeichnen: Kultusbeamte. Der Tod ist ihnen eine Matrikeleintragung, der Staat auf alle Fälle im Recht, die Weihe satzungsgemäß garantiert, Sonntag vormittags zwischen zehn und zwölf Uhr. Und ein Land läßt sich diese „Sonntagsruhe“ gefallen, die keineswegs nur angeordnet ist, um die Arbeitnehmer zu schützen — sondern die auf der Fiktion beruht, alle Leute gingen Sonntags in die Kirche. Was nachgewiesenermaßen weder die meisten noch die besten tun. Die andern rühren aber nicht daran und werden auf einmal fromm, wenn man von dieser Albernheit spricht, um halb zehn Kuchen verkaufen zu lassen, um halb eins auch, aber nicht um dreiviertel zwölf. Welch preußisch-exakte Frömmigkeit! Schlechtes Gewissen aber ist noch kein Glaube.

Doch statt sich um ihre Religion zu kümmern, werden nun zwei Konsistorialräte und ein Oberkonsistorialrat zusammenhocken und sich ausknobeln, ob man wegen dieses Kapitels nicht vielleicht den Staat bemühen könnte. § 166 . . . Gotteslästerung . . . Beschimpfung der Einrichtungen einer Landeskirche . . . Na, da kommt mal an! Fest sei der Bund.

Der Wanderbursch mit dem Schirm in der Hand

Dies ist . . . nein, darauf kommt es zunächst nicht an.

Also dies ist eine Photographie aus den neunziger Jahren, mit gemaltem Hintergrund, schön gestellt beim Photographen, der furchtbar angegeben hat, damit der Mann nicht die Aufnahme verwackelt . . . mit „1 Dutzend Visitbilder“ und allem Komfort. Dafür kann der Dargestellte nichts.

Auch nicht für seine uns komisch anmutende und nicht sehr zweckmäßige Wander-ausrüstung; man hat das damals kaum besser gewußt, Geld hat er vielleicht auch nicht gehabt . . . alle solche Einwände stehen auf dem Niveau der Witze, die man auf Frau Ebert gemacht hat. Man kann auch aus der Photographie nicht ohne weiteres sehen, was für ein Mann dieser Jüngling einmal werden wird. Es gibt aus der Jugendzeit großer Männer Bilder, die nichtssagend sind oder komisch . . .

Der da so wandert —: das ist der Reichstagspräsident Paul Löbe. Der Mann ist früher Schriftsetzer gewesen, war dann Redakteur und tat sich in der schlesischen Sozialdemokratie hervor. Wodurch eigentlich —?

Durch seine Anständigkeit. Gewiß. Durch Fleiß. Recht brav. Dadurch, daß er immer pünktlich auf den Zahlabenden gewesen ist. Ausgezeichnet. Aber danach kam nun auch nicht viel mehr.



Was er als Reichstagspräsident macht, ist sauber und routiniert; er hat ja auch kein französisches Parlament vor sich, in dem doch wenigstens hier und da echte Leidenschaften aufzucken, ein Parlament, das auf die geringste Sprachnuance reagiert . . . er hat da brave Leute, breitgesäßige, ordentliche Spießer, wie er selber einer ist . . . Und das sind nun Arbeiterführer. Das sind nun die, für die einst eine Flamme zum Himmel auflohte; das sind die Nachkommen jener Männer, die Opfer auf Opfer für eine Sache gebracht haben, die ihnen heilig war . . . Paul Löbe ist einer der besseren Leute seiner unsäglichen Partei; er trägt eine reine Weste und verrät seine Grundsätze niemals, denn er hat keine. Aber er hat ein goldenes Herz; wenn ich an den Mann denke, sehe ich immer einen Gesangsvereinsdirigenten vor mir, der das Stückchen hebt, während die Mannen, bierbeglänzt und hemdsärmelig, um ihn stehen, die Jacken über dem Arm: „Eins . . . zwei . . . Wer hat dich du schöner Wald . . .!“ (Worauf dann aus dem schönen Wald ein Gendarm heraustritt und die Erschreckten andonnert: „Das Absingen von Liedern ohne Jesangerlaubnisschein ist hier bei Strafe verboten!“) So ein Mann ist das.

Von rührender Ahnungslosigkeit in geistigen Dingen; allemal dabei, wenn es eine patriotische Dummheit zu machen gilt; ein beifallumrauschter Barde des Anschlusses und Wiener Sängervereine . . . wer gibt? Karo, Eichel, Eicheljunge, Paul, du hast noch einen Trumpf . . . so ein Mann ist das.

Ja, es gibt schlimmere. Es gibt den Frack Breitscheids, in dem — bestem Vernehmen nach — ein Politiker stecken soll, aber ich glaube es nicht, und es plagt mich die Frage, ob jener im Profil schöner ist oder in voller Breitseite; es gibt den Obersekretär Hermann Müller . . . ach, laßt sie mich nicht alle aufzählen! Ihr kennt sie ja. Dieser ewige Wanderbursch ist noch nicht einer der schlechtesten. Wenn er nur wenigstens ein echter Wanderer wäre! Der Hintergrund aber ist bemalte Pappe, die Mußspritze in der Hand zeugt von einer Ablehnung alles Dämonischen, und in der nächsten Kneipe, Paul, wollen wir ein kleines Helles trinken. Auf die Partei —!

Das Ende einer Monarchie

*Kuriositätswert: hoch notiert.
Politisch: bis auf die Knochen
blamiert.*

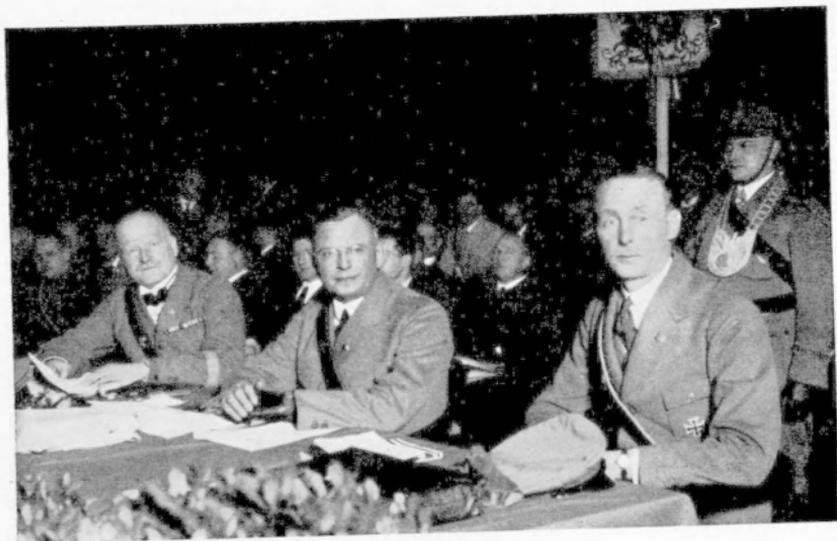
Aber das sind Nebensachen.

Denn der kann lachen.

Der ist noch immer —

*jeder, wie er kann:
Deutschlands reichster Mann.*





Führer des Stahlhelmtages

Gesichter

Der Mann rechts geht an.

Man sehe sich darauf der Reihe nach alle anderen Gesichter aufmerksam an, besonders die, die im Halbdunkel verschwimmen, ein paar sind genau erkennbar. Man betrachte sich das und frage:

Möchte man vor so etwas als Angeklagter stehen —?

Möchte man von den Vorstellungen, die diese von Recht und Billigkeit haben, abhängen?

Kann man sich denken, daß sich auch nur einer dieser Männer jemals Gedanken über das irdische Dasein gemacht hat —?

Kann man sich vorstellen, daß sich eines dieser Gesichter einmal über ein totes Pferd gebeugt und gefragt hat: Was ist es mit dem Tode —?

Kann man sich vorstellen, daß in diesen Augenpaaren jemals etwas gewesen ist, das wir „Güte“ nennen —?

Kann man sich vorstellen, daß so einer auf einer Wiese liegt und im Hummelsummen fühlt, was das ist: Natur —?

Man kann es sich nicht vorstellen.

Ihre Uniform ist nicht einmal der letzte äußere Ausdruck ihrer Seelenlosigkeit — sie ist ihnen zu weit, selbst diese Tracht ist ihnen noch zu weit. Es gibt eine Flucht in die Uniform. Die Uniform wird zum Visier, in dem man die Furcht nicht sieht, gibt sie Schutz und inneren Halt. Weggelaufenes Zivil.

Es ist die Blüte der Nation. Die Früchte sehen danach aus.

Hindenburgempfang in Hannover



*Bannerinschrift: Mit Gunst! Wenn Schlachtvieh nicht mehr da wird sein,
dann geht erst unsre Gilde ein*

Früh prügelt, was . . .



wie Ihnen jeder Pfarrer gern bestätigen wird — und der Prügler hat zwei Befriedigungen auf einmal: die sadistische und die scheinbare ethische. Nutzbar gemachter Dampf. Die entsittlichende und verrohende Wirkung aller dieser Dinge auf Kinder und Frauen ist erschreckend. Die sind fast immer auf seiten der Macht; das liegt in ihrer Natur. Und wenn die noch bunt angetan ist, dann kennt die Begeisterung keine Grenzen, wie ja denn die Uniform eine ungeheuer wichtige Sache für alle Kollektivräusche ist. Kleide das Militär in Sackkleinwand . . . und die Freude am Krieg wird halb so groß sein. Aber einen Helm, also etwas, das nicht alle Leute haben, ein Totem, das den Träger aus der Masse heraushebt und heiligt; einen Säbel . . . dem können sie nicht widerstehen. Schade, daß diese von uns schwer bezahlten Apparate so widrigen Zwecken dienen.

Vielleicht ist diese Aufnahme gestellt, das kann sein. Auf alle Fälle empfinden aber die Beteiligten den braven Schupoknaben als das gute, den andern mit der „Radraumütze“ als das böse Kind. Wenn früher die Jungen „Räuber und Gendarm“ gespielt haben, dann waren eigentlich immer die Räuber die Freien, Edeln, Wilden, zu Bejahenden und Bejahten. Heute ist die ganze Romantik in die „Vertreter der Ordnung“ gefahren, und alle verdrängten Triebe finden hier ihre herrlichste Auslösung. Prügeln will jeder, aber man gesteht es nicht gern ein. Nun geschieht hier das Prügeln zu einem höheren, ja sittlichen Zweck,





Lied der Steinklopfer

Wenn jeder Stein ein Richter wär,
ein General von unserm Heer,
Herr Hilferding im Frack —:
dann ramnten wir mit voller Kraft,
die Straße wäre bald geschafft —

rack-

pickepack-

tack-tack.

Daß jeder Stein und jeder Stein
so schwer geht in den Boden ein
wie allen Tag für Tag
die Lehre, daß der Arbeitsmann
nicht nur für andere schuftet kann —

rack-

pickepack-

tack-tack . . .!

Wer marschiert mit Pfeifen, wer fährt laut
über die Straße, die wir gebaut?

Und wer ist daran schuld?

Die Ramme gepackt.

Es klopft im Takt:

Geduld.

Geduld.

Geduld.

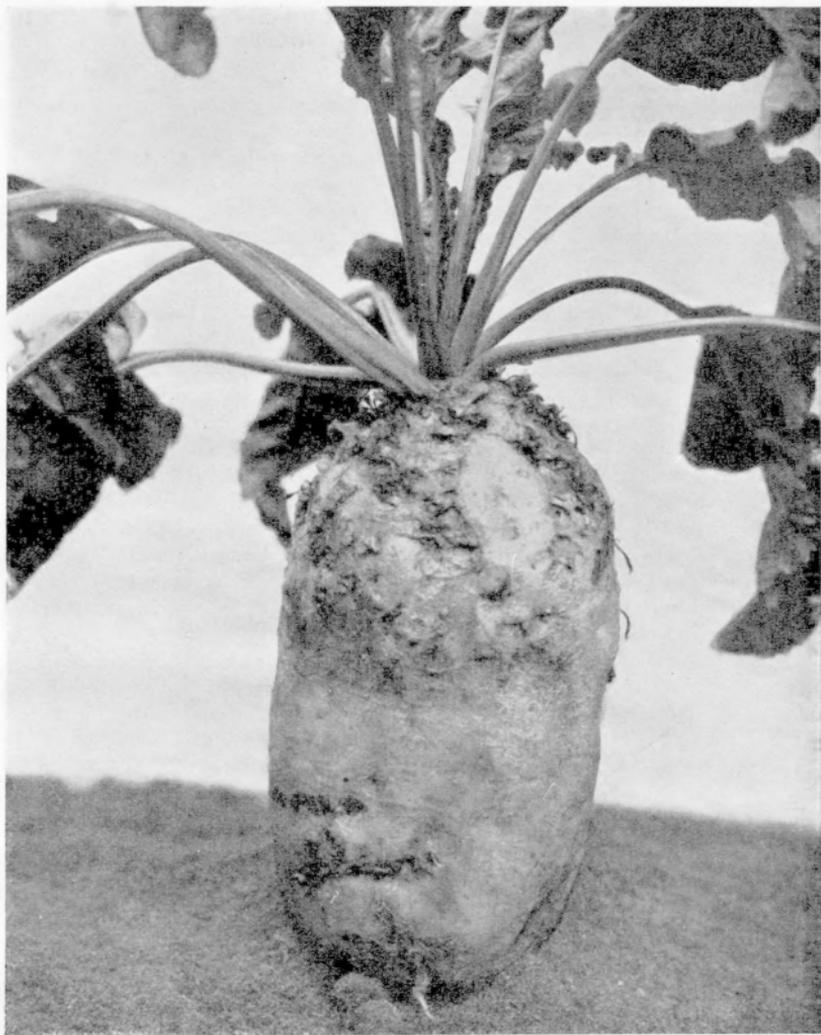
Erinnerungsstücke von der Kaiserl. Yacht „Kaiseradler“

Nr. 1: Gemälde, das Schiff darstellend auf hoher See mit Sr. Maj. dem Kaiser
 an Bord.
 Über dem unteren Rahmen Widmung Sr. Maj. mit folgendem Wortlaut:

Mittwoch 5. März 1890.

Bei meinen Reisen habe Ich nicht allein den Zweck verfolgt, fremde Länder und Staatseinrichtungen kennen zu lernen und mit den Herrschern benachbarter Reiche freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, sondern diese Reisen, die ja vielfach Missdeutungen ausgesetzt waren, haben für Mich den hohen Wert gehabt, dass Ich, entrückt dem Parteigetriebe des Tages, die heimischen Verhältnisse aus der Ferne beobachten und in Ruhe einer Prüfung unterziehen konnte. Wer jemals einsam auf hoher See, auf der Schiffbrücke stehend, nur Gottes Sternenhimmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Wert einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchem von meinen Landsleuten möchte Ich wünschen, solche Stunden zu erleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann über das, was er erstrebt und was er geleistet hat.

Ja, hätt'ste man!



Kohlräbe

Endlich die Wahrheit über Remarque

Seit Monaten heult die Berliner Asphaltpresse Reklame für ein widerliches Machwerk von Erich Maria Remarque, dessen Titel „Im Westen nichts Neues“ übrigens der Obersten Heeresleitung entlehnt ist (Herr Staatsanwalt?) — und das den Krieg so schildert, wie er sich eben nur in den Köpfen typischer Drückeberger malt.

In der nächsten Nummer der „Süddeutschen Monatshefte“ wird über diesen Landesverräter endgültig die Wahrheit enthüllt; die Angaben sind von Herrn Professor Coßmann überprüft, daher fast zuverlässig. Durch die besondere Freundlichkeit des Verlages der Monatshefte sind wir in der Lage, unsern Lesern schon heute mit Aufklärung dienen zu können.

Erich Salomon Markus — so ist der Name dieses Judenknäbleins — war lange Zeit hindurch kleiner Synagogendiener der jüdischen Synagoge in der Oranienstraße zu Berlin (sog. „Salatschammes“). Geboren ist dieser Sproß Judas in Zinnentzitz in Schlesien, wo sein Vater, Abraham Markus, eine — koschere Schlächterei hatte. (Merkst du was?) Die Jahre, in denen Tateleben Markus dort sein edles Gewerbe ausübte, sind dadurch gekennzeichnet, daß während dieser Zeit auffallend viel Christenkinder in der Umgegend verschwanden; sie wurden zwar bald nach ihrem Verschwinden immer wieder aufgefunden, aber es ist niemals (! die Red.) festgestellt, ob es auch dieselben Kinder waren!

Eine Mutter hat Erich Salomon Markus nie gehabt; es werden, wie das bei jüdischen Familien üblich ist, auf seinem Taufschein zwei Mütter vermerkt, eine gewisse Sarah Bienstock und eine unverehelichte (!!) Rosalie Himmelstoß (wir werden auf diesen Namen noch zurückkommen).

Im Alter von neun Jahren trat der kleine Markus seinen „Dienst“ in der oben erwähnten Synagoge an; er hatte dort die Lichter anzuzünden, die Bibeln abzustauben und, was sehr wichtig für die Beurteilung seiner späteren Entwicklung ist, die Judenknäblein bei der Beschneidung festzuhalten. Bei dieser Gelegenheit soll durch seine Unachtsamkeit der Sohn eines bekannten Berliner Warenhausbesitzers doppelt beschnitten worden sein, weswegen der Markus aus dem Synagogendienst entfernt wurde. Salomon Markus trieb sich zunächst stellungslos in Berlin umher; er versuchte beim Theater unterzukommen und soll auch bei seinem Rassegenossen Reinhardt mehrere Male alle Titelrollen in den Brechtschen „Verbrechern“ gespielt haben. Ferner war der junge Markus in Berlin als Bonbonhändler, Zuhälter, Hundehaarschneider und Redakteur tätig. Markus ist Freimaurer und Jesuit.

Es kam der Krieg.

Markus zog ins Feld; das heißt, er war der berittenen Armierungstruppe zugeteilt, konnte aber wegen einer Krankheit, die wir hier nicht näher bezeichnen wollen, keinen Dienst tun und wurde daher im Hinterland verwendet. Durch eine unbegreifliche Un-



achtsamkeit der Militärbehörden ist Markus als Schreiber im Hauptquartier Seiner Majestät des Kronprinzen beschäftigt worden; er hat also den Feind niemals auch nur von weitem gesehen.

Nach dem Kriege hat er sich in Osnabrück als Damenschneider niedergelassen, dann war er Hilfsbremser am jüdischen Leichenwagen in Breslau und ist später nach Hannover gegangen; Professor Coßmann läßt die Frage offen, ob Markus etwa Haarmann gekannt und vielleicht auch unterstützt hat . . .

Und dieser miese Baldower wagt es, für die Asphaltpresse einen Bericht zu verfassen, dem die Lüge an der Stirn geschrieben steht! Nicht nur, daß er den Namen seiner eigenen Mutter (Himmelstoß) in seinem Buch verwendet, um einen Vorgesetzten verächtlich zu machen (Herr Staatsanwalt?) — sondern er beschuldigt auch die deutschen Soldaten grausamer Handlungen, deren sie niemals fähig gewesen sind; denn der deutsche Soldat war bekannt für schmerzlosen Nahkampf und humanes Trommelfeuer. Davon weiß natürlich der Salomon Markus nichts; während vorn seine Kameraden mit dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles!“ gen Paris zogen, um es zu besetzen, es aber leider schon besetzt fanden, hat der Jude Markus hinten geschlemmt und gepfaßt; in der Umgebung des kronprinzlichen Hauptquartiers fanden sich bei Abmarsch der deutschen Truppen allein vierundachtzig uneheliche Kinder — und wer anders kann die gemacht haben als Markus —!

Gott sei Dank hat das Buch durchaus keinen ungeteilten Beifall gefunden.

Es sind insbesondere die deutschen Frauen, die wissen, was sich ziemt. Ihnen haben wir zu danken, daß sie die heldischen Deutschen von den unheldischen Undeutschen zu unterscheiden wissen; sie sind es, die zu Siegfried Hagen & Co. aufsehen und den andern Helden unserer echt deutschen Sagen. Die deutsche Frau will — das haben wir erst neulich in Berlin auf einem Klubabend mit Freude und Begeisterung festgestellt — zu einem Helden aufblicken.

Es kommt der deutschen Frau, wie an jenem Abend ersichtlich war, nicht so sehr darauf an, daß ihr Mann lebt, sondern daß er als Held stirbt, und ist sie bereit, mit dem Ruf „Ich sterbe!“ jedesmal mitzusterben, und wenn sie zehnmal heiraten müßte! An der Länge des Säbels erkennt man u. a. den Charakter des Mannes, und die deutsche Frau will, daß ihrem Mann der Sinn stehe für, und für, sein Vaterland zu verteidigen, und wenn es nicht angegriffen wird, dann werden wir dafür sorgen, daß es angegriffen wird! (Ein deutsches Wort! Die Schriftleitung.) „Für mich“, sagte unendlich eine edle deutsche Frau, die Gattin eines höheren Beamten, „gibt es keinen schöneren Augenblick in unserer Ehe, als wenn ich Männli die Uniform zuknöpfen sowie auch aufknöpfen kann. Dies Gefühl ist unbeschreiblich.“

Salomon Markus aber ist gerichtet. Sein Werk ist durch die unvergängliche Veröffentlichung der Süddeutschen Monatshefte als das gekennzeichnet, was es ist: als eine vom Feindbund und den Marxisten bezahlte Pechfackel, die dem blanken Panzer der deutschen Wehrhaftigkeit nicht das Wasser lassen kann —!





Ludendorff



Schwejk



„Es ist ein Irrtum zu glauben“, habe ich neulich bei einem hochfeinen Schriftsteller gelernt, „daß die Arbeiter die Türme erbaut haben; sie haben sie nur gemauert.“ Nur — „nur“ ist gut.

Es ist immer wieder bewundernswert, daß nicht viel mehr Türme einstürzen, Eisenbahnbrücken zusammenkrachen, Räder aus den Gleisen springen . . . auf wem ruht das alles? Auf einem Zwiefachen.

Auf dem Geist, der es eronnen hat — und auf der unendlichen Treue, die es ausführte. Der geistige Mitarbeiter hat, manchmal wenigstens, noch mehr als eine innerliche Befriedigung von seinem Werk; er ist an den Überschüssen beteiligt, er kann sich Aktien kaufen, er hat den Ruhm, er macht seinen Namen bekannt . . . manchmal. (Ogleich die großen Konzerne es verstanden haben, auch den Ingenieur, den Erfinder, den geistigen Bastler in ein trostloses Angestelltenverhältnis hinabzudrücken — der Arbeiter überschätze ja nicht den weißen Kragen; der täuscht.) Aber was hat der Arbeiter —?

Den unzulänglichen Lohn. Wenig Befriedigung. Im allerbesten Fall das verständnisvolle Lob des Werkmeisters, der seine Leute kennt und der von Schulze IV weiß: „Der Junge ist richtig. Wo ich den hinstelle, da klappt.“ Das ist denn aber auch alles.

Um so beachtlicher, mit welcher Lust, mit welcher Treue im kleinen, mit welcher ersten Fach- und Sachkenntnis dennoch alle diese Arbeiten ausgeführt werden. Es ist natürlich in erster Reihe die Überlegung: *Mache ich das hier nicht gut, fliege ich auf die Straße . . . und dann —?* Aber daneben ist es doch auch der Stolz des Fachmannes; die Freude an der Sache, trotz alledem, obgleich sich so viele bemühen, sie dem Arbeiter auszutreiben. Er vergißt mitunter, für wen er da eigentlich arbeitet, denn der Mensch ist schon so, daß ihn die Arbeit gefangennehmen kann, und er zieht die Schrauben an, als wären es seine eigenen, und als bekäme er es bezahlt. Er bekommt es nicht bezahlt; er bekommt nur seinen Wochenlohn.

Da hängen sie auf den Türmen, da liegen sie auf den Brücken, da lassen sie sich an Stellings herunter und pinseln auf schwanken Gerüsten — ich vergaß hinzuzufügen: nur. Sie sorgen nur dafür, daß sich die geistige Vision des Erbauers auch verwirkliche — was ist denn das schon, nicht wahr, das kann doch jeder . . . Ob es auch der feine Schriftsteller kann, der dieses „nur“ hingeschrieben hat, das möchte ich bezweifeln. Daher ich der Meinung bin:

Der Handarbeiter ist dem Kopfarbeiter gleichzusetzen. Der eine ist unfähig, einen Turm auf dem Papier zu konstruieren, kennt nicht die heißen Nächte, wo das Werk, noch in den Wolken schwebend, nach Erfüllung ruft; der andere kann nicht jeden Morgen um fünf aufstehen, bei jedem Wetter zur Stelle sein, schwindelfrei arbeiten, seine Körperkraft drangeben . . . jeder seins.

„Nur“? — Das Überflüssigste auf der Welt ist ein kleinbürgerlicher Philosoph.



Wohltätigkeit

Sieh! Da steht das Erholungsheim
einer Aktiengesellschafts-Gruppe;
morgens gibt es Haferschleim
und abends Gerstensuppe.

Und die Arbeiter dürfen auch in den Park . . .

Gut. Das ist der Pfennig.

Und wo ist die Mark —?

Sie reichen euch manche Almosen hin
unter christlichen frommen Gebeten;
sie pflegen die leidende Wöchnerin,
denn sie brauchen ja die Proleten.

Sie liefern auch einen Armensarg . . .

Das ist der Pfennig. Und wo ist die Mark —?

Die Mark ist tausend- und tausendfach
in fremde Taschen geflossen;
die Dividende hat mit viel Krach
der Aufsichtsrat beschlossen.

Für euch die Brühe. Für sie das Mark.

Für euch der Pfennig. Für sie die Mark!

Proleten!

Fallt nicht auf den Schwindel rein!

Sie schulden euch mehr als sie geben.

Sie schulden euch a l l e s ! Die Länderein,
die Bergwerke und die Wollfärberein . . .

sie schulden euch Glück und Leben.

Nimm, was du kriegst. Aber pfeif auf den Quark.

Denk an deine Klasse! Und die mach stark!

Für d i c h der Pfennig! Für d i c h die Mark!

Kämpfe —!

Deutscher Tonfilm



Heimat

„Aber einen Trost hast du immer, eine Zuflucht, ein Wegschweifen. Selbst auf Umgebungsflachheiten stehen Bäume, Wasseraugen schimmern dich an, Horizonte sind weit, und auch durch düstere Verhängung kommt noch Feldatem.“

Alfons Goldschmidt, „Deutschland heute“

Nun haben wir auf 225 Seiten Nein gesagt, Nein aus Mitleid und Nein aus Liebe, Nein aus Haß und Nein aus Leidenschaft — und nun wollen wir auch einmal Ja sagen. Ja—: zu der Landschaft und zu dem Land Deutschland.

Dem Land, in dem wir geboren sind und dessen Sprache wir sprechen.

Der Staat schere sich fort, wenn wir unsere *Heimat* lieben. Warum grade sie — warum nicht eins von den andern Ländern —? Es gibt so schöne.



Ja, aber unser Herz spricht dort nicht. Und wenn es spricht, dann in einer andern Sprache — wir sagen „Sie“ zum Boden; wir bewundern ihn, wir schätzen ihn — aber es ist nicht das.

Es besteht kein Grund, vor jedem Fleck Deutschlands in die Knie zu sinken und zu lügen: wie schön! Aber es ist da etwas allen Gegenden Gemeinsames — und für jeden von uns ist es anders. Dem einen geht das Herz auf in den Bergen, wo Feld und Wiese in die kleinen Straßen sehen, am Rand der Gebirgsseen, wo es nach Wasser und Holz und Felsen riecht, und wo man einsam sein kann; wenn da einer seine Heimat hat, dann hört er dort ihr Herz klopfen. Das ist in schlechten Büchern, in noch dümmern Versen und in Filmen schon so verfälscht, daß

man sich beinah schämt, zu sagen: man liebe seine Heimat. Wer aber weiß, was die Musik der Berge ist, wer die Töne hören kann, wer den Rhythmus einer Landschaft spürt . . . nein, wer gar nichts anderes spürt, als daß er zu Hause ist; daß das da sein Land ist, sein Berg, sein See — auch wenn er nicht einen Fuß des Bodens be-



sigt . . . es gibt ein Gefühl jenseits aller Politik, und aus diesem Gefühl heraus lieben wir dieses Land.

Wir lieben es, weil die Luft so durch die Gassen fließt und nicht anders, der uns gewohnten Lichtwirkung wegen — aus tausend Gründen, die man nicht aufzählen kann, die uns nicht einmal bewußt sind und die doch tief im Blut sitzen.

Wir lieben es, trotz der schrecklichen Fehler in der verlogenen und anachronistischen Architektur, um die man einen weiten Bogen schlagen muß; wir versuchen, an solchen



Monstrositäten

vorbeizusehen; wir lieben das Land, obgleich in den Wäldern und auf den öffentlichen Plätzen manch Konditortortebild eines Ferschtens dräut —

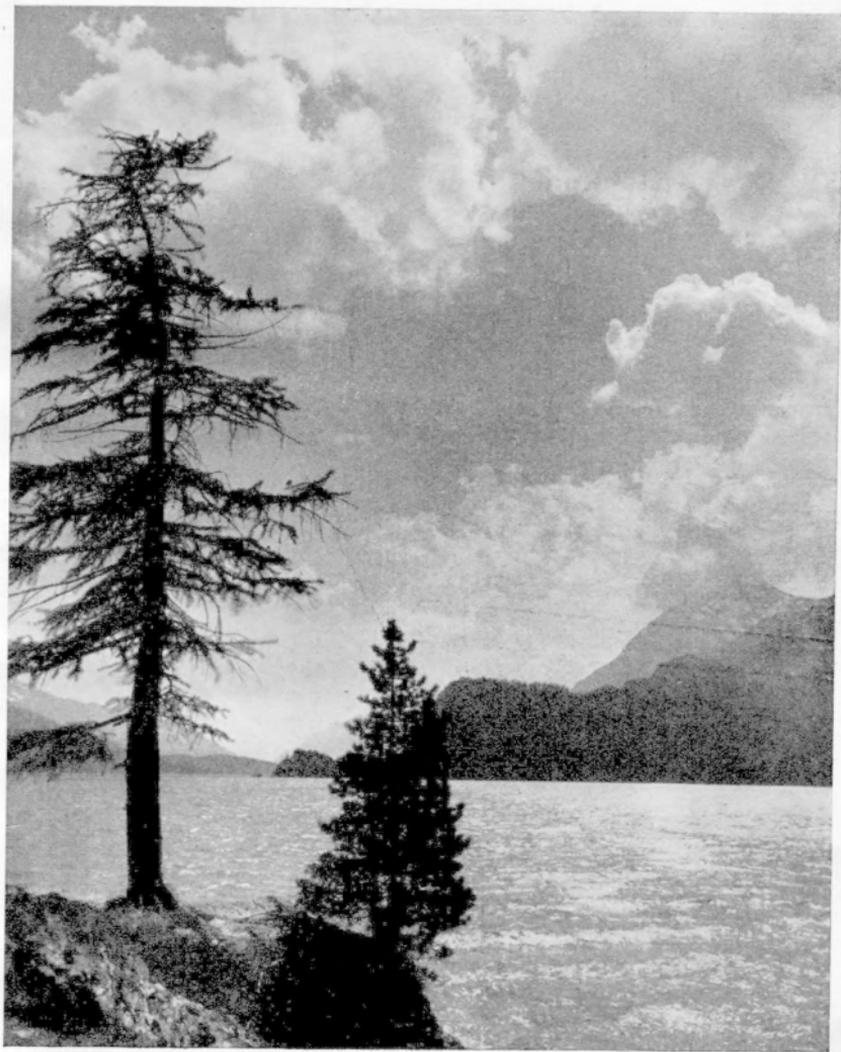
laß ihn dräuen, denken wir und wandern fort über die Wege der Heide, die schön ist, trotz alledem.

Manchmal ist diese Schönheit aristokratisch und nicht minder deutsch; ich vergesse nicht, daß

um so ein Schloß

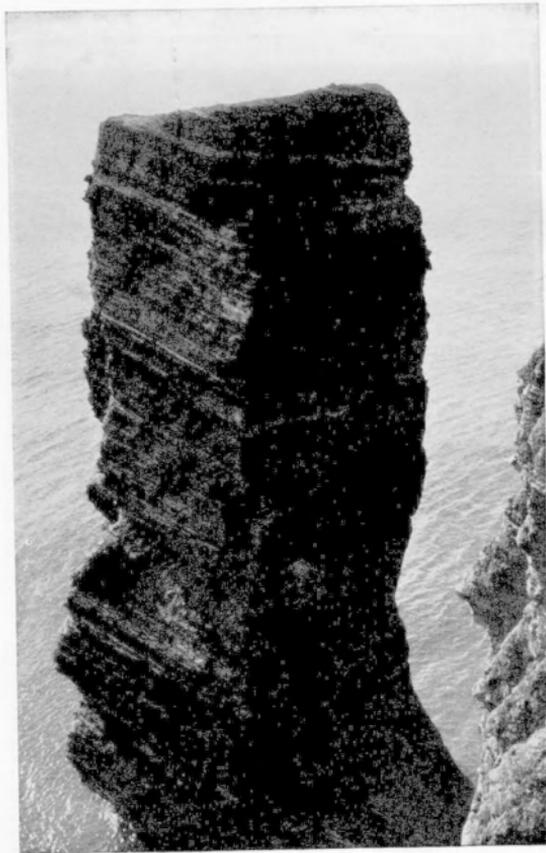


hundert Bauern im Notstand gelebt haben, damit dieses hier gebaut werden konnte — aber es ist dennoch, dennoch schön. Dies soll hier kein Album werden, das man auf den Geburtstagstisch legt; es gibt so viele. Auch sind sie stets unvollständig — es gibt immer noch einen Fleck Deutschland, immer noch eine Ecke, noch eine Landschaft, die der Photograph nicht mitgenommen hat . . . außerdem hat jeder sein Privat-Deutschland. Meines liegt im Norden. Es fängt in Mitteldeutschland an, wo die Luft so klar über den Dächern steht, und je weiter nordwärts man kommt, desto lauter schlägt das Herz, bis man die See wittert. Die See — Wie schon Kilometer vorher jeder Pfahl, jedes Strohdach plötzlich eine tiefere Bedeutung haben . . . wir stehen nur hier, sagen sie, weil gleich hinter uns das Meer liegt — für das



Meer sind wir da. Windumweht steht der Busch, feiner Sand knirscht dir zwischen den Zähnen . . .

Die See. Unvergeßlich die Kindheitseindrücke; unverwischbar jede Stunde, die du dort verbracht hast — und jedes Jahr wieder die Freude und das „Guten Tag!“ und wenn das Mittelländische Meer noch so blau ist . . . die deutsche See. Und der Buchenwald; und das Moos, auf dem es sich weich geht, daß der Schritt nicht zu hören ist; und der kleine Weiher, mitten im Wald, auf dem die Mücken tanzen — man kann die



Bäume anfassen, und wenn der Wind in ihnen saust, verstehen wir seine Sprache. Aus Scherz hat dieses Buch den Titel „Deutschland über alles“ bekommen, jenen törichten Vers eines großmüuligen Gedichts. Nein, Deutschland steht nicht über allem und ist nicht über allem — niemals. Aber *mit* allen soll es sein, unser Land. Und hier stehe das Bekenntnis, in das dieses Buch münden soll:

Ja, wir lieben dieses Land.

Und nun will ich euch mal etwas sagen:

Es ist ja nicht wahr, daß jene, die sich „national“ nennen und nichts sind als bürgerlich-militaristisch, dieses Land und seine Sprache für sich gepachtet haben. Weder der Regierungsvertreter im Gehrock, noch der Oberstudienrat, noch die Herren und Damen des Stahlhelms allein sind Deutschland. Wir sind auch noch da.

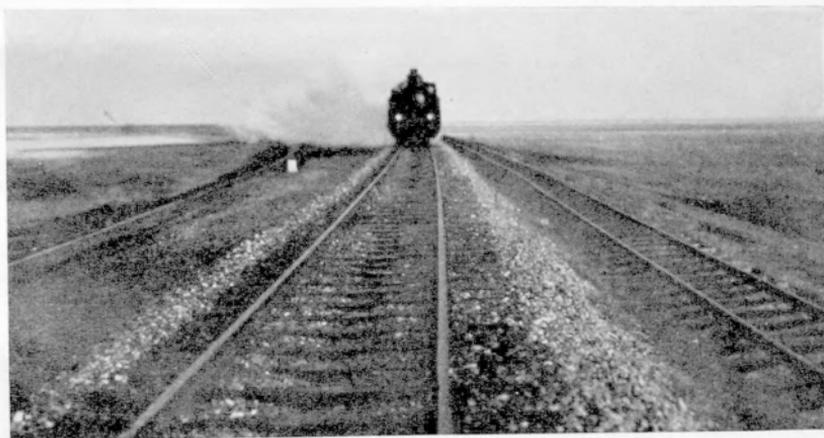
Sie reißen den Mund auf und rufen: „Im Namen Deutschlands . . .!“ Sie rufen: „Wir lieben dieses Land, nur wir lieben es.“ Es ist nicht wahr.

Im Patriotismus lassen wir uns von jedem übertreffen — wir fühlen international. In der Heimatliebe von niemand — nicht einmal von jenen, auf deren Namen das Land grundbuchlich eingetragen ist. Unser ist es.

Und so widerwärtig mir jene sind, die — umgekehrte Nationalisten — nun überhaupt nichts mehr Gutes an diesem Lande lassen, kein gutes Haar, keinen Wald, keinen Himmel, keine Welle — so scharf verwahren wir uns dagegen, nun etwa ins Vaterländische umzufallen. Wir pfeifen auf die Fahnen — aber wir lieben dieses Land. Und so wie die nationalen Verbände über die Wege trommeln — mit dem gleichen Recht, mit genau demselben Recht nehmen wir, wir, die wir hier geboren sind, wir, die wir besser deutsch schreiben und sprechen als die Mehrzahl der nationalen Esel — mit genau demselben Recht nehmen wir Fluß und Wald in Beschlag, Strand und Haus, Lichtung und Wiese: es ist unser Land. Wir haben das Recht, Deutschland zu hassen — weil wir es lieben. Man hat uns zu berücksichtigen, wenn man von Deutschland spricht, uns: Kommunisten, junge Sozialisten, Pazifisten Freiheitliebende aller Grade: man hat uns mitzudenken, wenn „Deutschland“ gedacht wird . . . wie einfach, so zu tun, als bestehe Deutschland nur aus den nationalen Verbänden.

Deutschland ist ein gespaltenes Land. Ein Teil von ihm sind wir.

Und in allen Gegensätzen steht — unerschütterlich, ohne Fahne, ohne Leierkasten, ohne Sentimentalität und ohne gezücktes Schwert — die stille Liebe zu unserer Heimat.



Die

Fotografien zu diesem Buch lieferten:

A - B - C Aktuelle-Bilder-Zentrale · Atlantic-Photo-Co.
Berliner Zeitungsverlag G.m.b.H. · Dephot (Deutscher
Photodienst) · „Fotag“ · A. Gross Illustrationsverlag
Otto Haeckel · H. Hertwig · R. Horlemann · Atelier
Jacobi · Keystone · View Company · Kuron-Gogol
W. Nettelbeck · Press - Archiv · Presse - Photo
G. m. b. H. · „Photo-Union“ Paul Lamm · Robert
Sennecke · Hans Schroeder · Atelier Stone · Fr. Cami
Stone · Otto Storch · Techno-Photograph. Archiv
The New York Times G. m. b. H. · H. Wolter
Der Aufsatz „Herr Wendriner kauft ein“ ist mit freundl.
Genehmigung des Ernst-Rowohlt-Verlages aus dem
Buch von Kurt Tucholsky „Mit 5 PS“ entnommen.

Vom gleichen Verfasser erschienen

Das Lächeln der Mona Lisa

26. Taus. / Kart. M. 5.- / Lbd. M. 7.50

Mit 5 PS

25. Taus. / Kart. M. 5.- / Lbd. M. 7.50

Peter Panter

Ein Pyrenäenbuch

Broschiert M. 5.- / Leinenbd. M. 8.-

Ernst Rowohlt Verlag · Berlin

R h e i n s b e r g

Ein Bilderbuch für Verliebte

90. Tausend / Leinenband M. 2.-

Axel Juncker Verlag · Berlin

DIEGO RIVERA UND SEIN WERK

EINE MONOGRAPHIE

Mit einer Selbstbiographie des
Künstlers und 50 Reproduktionen seiner Gemälde in Kupfertiefdruck.

Preis 6 Mark.

BUCHERWARTE, BERLIN

Mexiko ist durch seine Revolution sehr aktuell geworden. Um so willkommener wird diese Künstlermonographie sein, die weit mehr gibt als das Lebenswerk des heute 43 Jahre alten mexikanischen Malers. Dieser Künstler ist so vollständig erfüllt vom proletarischen, d. h. kollektivistischen Klassengeist, daß er die besten kulturellen Kräfte seines aufstrebenden Landes in sich verkörpert. Herm. Hieber.

BERLINER TAGEBLATT, BERLIN

Inzwischen ist man durch Worte und Proben in Alfons Goldschmidts „Mexiko“-Buch auf den Meister neugierig geworden. Jetzt kann man das Werk Diego Rivera's auf fünfzig Tafeln gut studieren. Europa wird an der im zwiefachen Sinne revolutionierenden Kunst des großen mexikanischen Zeitgenossen nicht vorbeigehen können. L. W-n.

NEUER DEUTSCHER VERLAG / BERLIN W 8